Glauben und Wissen.

1903. I. Jahrgang. — Heft 7. Juli.



War es früher leichter zu glauben?

Man antwortet: Ja. Und weshalb? Die Natur- und Weltkenntnis war geringer. Der Glaube an die Weltschöpfung und die sittliche Vergeltung war eine gegebene Sache, gleichsam der herrschende Zeitgeist. Und wo sich Unglaube zeigte, da war er die Privatmeinung Einzelner; und diesen Vereinzelten machte man Zweifel und Unglaube zum Vorwurf. Heute aber gilt von alledem das gerade Gegenteil. Der Unglaube ist die Weltanschauung der naturwissenschaftlich Gebildeten. Und wer will das nicht sein? Die Kritik der Aufklärung zersetzt den religiösen Glauben und wird durch die populäre Literatur Gemeingut aller Volksschichten. Der Unglaube gilt nicht mehr als Vorwurf sondern als Vorzug. Im Sinne von Unzähligen spricht der Redakteur Billing in Ibsen's „Volksfeind“: „Ich bin ein Heide und bin stolz darauf.“ Wer heute noch wirklich religiös glauben will, dem wird es durch die fortgeschrittene Naturerkenntnis, durch die grössere Einsicht in die Zusammenhänge der Weltgeschicke und durch den aufgeklärten Zeitgeist fast unmöglich gemacht.

Aber ist das wirklich richtig? Propheten und Psalmisten und auch die Reformatoren und Dichter früherer Zeiten lobten Gottes Schöpferherrlichkeit. Freilich ihre Naturerkenntnis war im Vergleich zur unsrigen beschränkt. Uns erscheint das Weltall, das wir mit Riesenfernrohren durchforschen, vielleicht tausendmal grösser als den Alten. Aber ist denn diese erweiterte Naturerkenntnis nicht erst recht ein Grund, die Schöpferallmacht Gottes zu bewundern? Unsinn, von Schöpferallmacht zu reden! Ist ja alles Entwickelung. Gut. Aber, was beweist die Entwickelung gegen die Schöpfung? Nichts, gar nichts. Im Gegenteil: die Entwickelung fordert erst recht ein — wissenschaftlich ausgedrückt — schaffendes und organisierendes Prinzip. Denn erstens kann sich nichts entwickeln, das nicht da ist, nicht erst geschaffen ist. Das Nichts kann sich doch nicht entwickeln. Und dann: Was hat die vielgepriesene Entwickelung für einen Wert, wenn zuletzt alles in Eis erstarrt oder zu Asche verbrennt? Die Entwickelung muss Anfang und Ziel haben.

Wir können nicht finden, dass gerade die modernen Naturanschauungen den Glauben für den, der glauben will, erschweren. Zudem ist ja selbst der glaubensfeindliche Materialismus gar nichts spezifisch Neuzeitiges. Was der gebildete Pöbel als eine religionsüberlegene Erkenntnis der Neuzeit anpreist, haben schon im alten Griechenland und Judentum, im römischen Kaiserreich und im Zeitalter der Renaissance „aufgeklärte“ Geister verkündigt. Haben nicht die Philosophen zu Athen in öffentlicher Volksversammlung über den Auferstehungsglauben des Apostels Paulus gespottet? (Apostelgesch. 17.) Ja, regte sich nicht unter den Schriftgelehrten sofort nach Jesu Kreuzestod in der schärfsten Weise „die Kritik“ gegen die Auferstehung? (Matth. 27, 64.) Die den Glauben erschwerende Kritik ist nicht etwas spezifisch Modernes. Und erst recht nicht die materialistische Lebensauffassung und ihre Zwillingsschwester, die Philosophie des Genusses. Kann es ein moderner Romanschriftsteller oder Zeitungsschreiber schöner sagen, als wie wir es von den Materialisten im Buche Weisheit 2, 2 hören: „Von ungefähr sind wir geboren, und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen. Denn das Schnauben unsrer Nase ist ein Rauch und der Gedanke ist ein Fünklein, das sich in unserm Herzen regt . . . . Wohl her nun, und lasset uns wohlleben, weils da ist, und unsres Leibes brauchen, weil er jung ist.“ Und wo man der Philosophie der Lust huldigt, da befindet man sich auch — damals schon! — „jenseits der Grenze von gut und böse“. Denn wir lesen in demselben Kapitel weiter: „Was wir tun können, das soll recht sein; denn wer nicht tun kann, was ihn gelüstet, der gilt nichts!“ Selbstverständlich fehlt da auch nicht die Politik der Gewalt: „So lasst uns auf den Gerechten lauern; denn er macht uns viel Unlust und schilt uns, dass wir wider das Gesetz sündigen!“ Da haben wir also die ganze moderne Weltanschauung. Sie war schon im Altertum bekannt; sie kann also nicht ein neuzeitliches Glaubenshindernis sein. — Nun, wird man einwenden: Ja, man kannte auch früher schon atheistische und christusfeindliche Anschauung; aber sie waren doch nur ein geistiges Höhenfeuer. In den Niederungen des Volkes, unter den Massen stand der Gottesglaube fest. Und diese herrschende Weltanschauung trug wieder die Einzelnen und war dem Entstehen von Zweifel ungünstig; während unser naturwissenschaftlich-industrielles Zeitalter die Zweifelsucht geradezu nährt. Auch dies können wir nicht zugeben. Gerade in den alten Zeiten, da eine geschlossene religiöse Weltanschauung die herrschende war, mussten schmerzliche Erfahrungen des eigenen und des Weltlebens, sofern sie dem Gedanken der göttlichen Weltregierung äusserlich widersprachen, ganz besonders zweifelerregend wirken. Das zeigen uns denn auch beispielsweise Psalm 73 und das Buch Hiob. Die Ungerechtigkeiten des Lebens wurden auch damals schon gegenüber der Gerechtigkeit Gottes als dunkles Rätsel empfunden, welche Schatten der Anfechtung in die gläubigen Seelen warfen. Und wie die Erfahrungen des Einzellebens, so stellten auch die Völkerschicksale damals den Glauben auf ernste Proben. Wir tun so, als ob der Sieg der Engländer über die Buren nun vollends den letzten Rest von Vorsehungsglauben ertöten müsste. Aber triumphierte, äusserlich betrachtet, in der Zerstörung Jerusalems und in der Verwüstung des Tempels durch Nebukadnezar nicht auch die brutale Weltmacht über die Minorität

des Glaubens? Wie musste Jeremias die Juden an den Wassern Babels ermutigen, dass sie nicht im nationalen Unglück den Gottesglauben verloren? War damals nicht auch der Herrgott „mit den stärkeren Bataillonen?“

Aber drängte die Unsicherheit in früheren Zeiten die Menschen nicht mehr dazu, ihre Hilfe bei Gott zu suchen? Wird der Schutz, den man sich früher von Gott versprach, heutzutage nicht viel prompter und exakter durch die Versicherungskassen aller Art geleistet? Liegt nicht in dem gesteigerten Gefühl äusserer Sicherheit ein Glaubenshindernis? Ja, wenn der Glaube ein Angstprodukt wäre! Im Übrigen aber ist die Sicherheit unsrer modernen Zustände doch nur eine teilweise und zum Teil auch nur Schein. Die soziale Existenz der Einzelnen und ganzer Stände ist heutzutage wirtschaftlich, gesundheitlich und sittlich viel gefährdeter und von Krisen und Konjunkturen viel bedrohter als in früheren Verhältnissen. Ein Bankkrach zerstört direkt und indirekt mehr Existenzen als früher ein Krieg. Zudem treten neben den glänzenden Erfolgen der modernen Kultur nachgerade die Schäden auch so stark hervor, dass schon ein grosses Quantum von Oberflächlichkeit dazu gehört, seine Seele und sein Lebensglück, statt dem ewigen Gott, den politischen, industriellen und gesellschaftlichen Zeitmächten zu verschreiben.

Schliesslich sagt man noch: die Gleichnisse und Vorstellungen der Bibel und des Katechismus passen nur für agrarische Verhältnisse und haben im Zeitalter der Dampfmaschine und der Elektrotechnik ihre Beweiskraft eingebüsst. Nein; die Seele der Gleichnisse atmet unsterbliche Wahrheiten, die auch für die Menschen von heute gültig sind. Es ist eine schöne lohnende Aufgabe, nachzuweisen, wie auch die moderne Technik eine Fülle von Gleichnissen liefert, welche die ewige Wahrheit des Glaubens und der Moral so überaus schlagend versinnbildlichen. Die agrarischen Lebensverhältnissen entnommenen Gleichnisse lassen sich vortrefflich in ein industrielles Gewand umkleiden.

Bei tieferem Nachdenken können wir nicht sagen, dass es in früheren Zeiten und Verhältnissen ohne weiteres leichter gewesen sei, zu glauben als in der Gegenwart. Wie die Menschheit sich auch kulturell ändert, das Menschenherz bleibt zu allen Zeiten dasselbe. In dem natürlichen Herzen mit seinem Hang, auf das Sinnliche und Sichtbare zu trauen, liegen die Glaubensschwierigkeiten; aber zugleich liegt in der angeborenen Sehnsucht nach dem Ewigen und Göttlichen auch der unveränderliche Naturboden des Glaubens. Julius Werner.



Die Überwindung des Pessimismus durch die Liebe.

I.

„Geboren werden ist ein Verbrechen, so schwer, dass die Todesstrafe darauf gesetzt ist.“ In diesem indischen Spruch liegt das ganze Glaubensbekenntnis des Pessimismus. Nach Indien richten auch die Philosophen des Pessimismus mit Vor-

liebe ihren Blick, um in den Abgründen des Buddhismus die tiefste Bestätigung ihrer trostlosen Weltanschauung als aller Weisheit Anfang und Ende zu finden. In der Tat neigt der Inder in seiner weichen, passiven, anscheinend mehr zum stillen Dulden, als zum tatkräftigen Handeln geschaffenen Natur zur träumerischen, weltabgezogenen Versenkung, er neigt mehr zum energielosen Mitleid, als zur starken, helfenden Liebe, und selbst sein Mitleid äussert sich weniger in dem Bestreben, anderen Wesen keinen Schmerz zu bereiten, als sich selbst im Schmerz derselben, mitleidend, zu erregen. So vermag er auch in seinen religiösen Anschauungen der Verneinung nicht die kräftige Bejahung des Lebens in Gott entgegenzustellen oder überhaupt göttlichem Walten einen wirksamen Platz in seinem Leben anzuweisen.

Dieselben Charaktere begegnen uns in der Philosophie des Pessimismus, in der Gott und die Liebe keine Stelle finden, wenn man die letztere nicht etwa, wie E. v. Hartmann es tut, durch eine offenbare Inkonsequenz in das System einführt. Sollen wir einen Gott etwa in dem blinden Willen Schopenhauer's oder in Hartmann's „absolut Unbewusstem" finden? Zerfliesst nicht der ganze Gottesbegriff in nichts, wenn wir seinem Inhalt das Bewusstsein nehmen?

Dass der Pessimismus dem tiefsten Gehalt des Christentums durchaus feindlich gegenübersteht, kann hiernach nicht zweifelhaft sein. Aus diesem Grunde dürfte — auch an dieser Stelle — eine Auseinandersetzung mit dem Pessimismus nicht unangebracht erscheinen, besonders wenn er mit Ansprüchen auftritt, wie sie in den Worten Hartmann's liegen: „Der höchstmögliche Weltfortschritt ist die Kraft des pessimistischen Bewusstseins der Menschheit."

Mir scheint der Pessimismus vielmehr jeden Fortschritt auszuschliessen. Was heisst „Fortschritt?" Worin anders, auf welchem Gebiet auch immer, besteht er, als in der Auflösung von Gegensätzen, aus denen Zwiespalt und Not, Irrtum und Sünde hervorgingen? So wurzelt aller Fortschritt in der Liebe, der Pessimismus aber ist notwendig selbstsüchtig, weil er in seiner Willens- und Lebensverneinung keinen Grund zur lebendigen Liebe finden kann. Seine „Liebe" ist tot und ertötend.

„Es giebt nur einen Irrtum", sagt Schopenhauer, „und es ist der, dass wir da sind, um glücklich zu sein. Dass die Welt ein fades Schlaraffenland sei, ist nicht ihr Zweck, sondern dass sie ein Trauerspiel sei, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne und wende." Doch die Welt ist keine Welt des Erfülltseins, sondern des Werdens, des Kämpfens und des Ringens nach immer höherer Erfüllung. Wer sucht wohl das Glück in dem satten, trägen Erfülltsein? Schopenhauer findet die Grundlage alles Wollens im Schmerz und im Mangel und macht diese im blinden Willen zum Grund der Welt. Da sein ewig zielloser Wille aber seinem Wesen nach niemals zur Befriedigung gelangen kann, so sieht Schopenhauer keinen anderen Ausweg, als in seiner Verneinung auf der höchsten Stufe der Erkenntnis. Was ist damit aber gewonnen, wenn mit diesem Akt nach Schopenhauer das Subjekt des Wollens nicht aufgehoben wird, diese Aufhebung sich vielmehr nur auf das bezieht, was es zuvor gewollt hat? Aus seiner ewigen Not heraus

wird der Wille unmittelbar nach seinem „Nichtwollen“ sich von neuem in einer Schöpfung darstellen, die ihm der erwachende Intellekt als eine nicht schnell genug wieder aufzuhebende Dummheit zeigt, ohne doch, selbst mit jener wieder verschwindend, unzählige Rückfälle in die gleiche Dummheit verhindern zu können. So stehen wir vor der ewigen Wiederholung einer und derselben fruchtlosen Komödie!

Der Pessimismus versagt vollständig in seinen Versuchen, das Weltproblem zu lösen, weil er seine eigenen Grundlagen aufhebt und sich immer nur im Kreise des Beweises der eigenen Nichtigkeit bewegt und Rätsel zu lösen sucht, die er selbst erst in falscher Fragestellung in die Welt hineinträgt. Wie bezaubert haftet sein Blick an dem Mangelhaften, Unvollkommenen und dringt in seiner selbstsüchtigen Beschränktheit doch nicht tief genug, um zu sehen, wie unter und in jenem der göttliche Gedanke, die göttliche Kraft unaufhaltsam vorwärts schreitet, wie aus dem Unvollkommenen ein immer Vollkommeneres wird und die Welt immer höheren Einheiten, immer reineren Harmonien entgegenreift.

Ist denn die „schlechteste der Welten“ nicht zugleich auch die beste, weil sie die allein mögliche ist? „Die Welt“, meint Schopenhauer, „ist so eingerichtet, wie sie sein musste, um mit genauer Not bestehen zu können; wäre sie aber noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen.“ Aber, nimm aus der vollkommensten Maschine auch nur eine Schraube, ein Rädchen heraus, und sie wird, gerade weil sie als Maschine vollkommen, d. h. in allen ihren Teilen eins ist, nicht mehr arbeiten. Die mechanische Vollkommenheit verträgt keine Änderung. Die Welt jedoch ist eine lebendige Einheit und ist als solche in der Verwirklichung göttlichen Willens immerwährende Entwicklung zum Vollkommeneren, d. h. die „schlechteste der Welten“ wächst beständig in eine bessere hinein. Sie ist ununterbrochene Entwickelung im Willen zur höheren Einheit,[1]) und es ist überhaupt widersinnig, sie als solche gut oder schlecht zu nennen.

Doch ist der Grund dieses Willens zur höheren Einheit, dieser ewigen Offenbarung göttlicher Allmacht, Mangel oder Schmerz? Wille ist schöpferische Kraft, an sich aber keineswegs Unlust oder Schmerz, auch nicht durch Unlust, sondern lediglich durch sein Wesen bestimmt. Zum Schmerz wird er erst, wenn er sich nicht zu erfüllen vermag. Auch der Widerstand, die Schranken, auf welche der Wille stösst, sind an sich nicht Grund der Unlust, vielmehr Bedingung der Lust, weil sich an ihnen allein der Wille bewähren und erfüllen kann. Nur in der Beschränkung gibt es ein wachsendes Sein, und nur der Widerstand gibt dem Willen immer wieder Richtung und notwendigen Widerhalt, ohne den er ins unendlich Leere stossen, sich inhaltslos im nichts verlieren müsste. Hieraus gerade würde dem Willen der grösste Schmerz, der Schmerz ewiger Leere, entstehen. Ohne Widerstand wäre der Wille kein Wille, weil er in zeitlosem Auftauchen auch schon absolut erfüllt, d. h. inhaltslos als Wille geworden wäre. So wird der Widerstand zur Voraussetzung jeder Willensäusserung und der in ihr wirkenden Kräfte; er ist

1) Dieser Gedanke des Verfassers, „der Wille zur höheren Einheit“, schliesst sich an das an, was wir S. 169 ff. als Individuation ausgeführt haben. D. Hrsg.

also beim Erfolg auch die Voraussetzung jeder Lustempfindung als Willenserfüllung. Jede Lust, jedes Glück muss verdient, erarbeitet werden; was wir nicht durch eigene Arbeit errungen am Genuss, das müssen wir körperlich oder geistig nur um so teuerer bezahlen. Wo das Individuum in blinder Selbstsucht sich dem reichen Glücksinhalt verschliesst, der jenseits der Selbstsucht liegt, und indem es jeden seiner selbstsüchtigen Wünsche schon im Entstehen und ohne eigene Anstrengung befriedigt sieht, verliert diese „Befriedigung" doch jeden Wert, weil das Individuum sie nicht an einen Wert im eignen Innern zu binden vermag. Der schale, mühelose „Genuss" wird gar bald zum Ekel; nur durch die Arbeit, die in uns immer wieder die Pole neuer Beziehungen frei macht, erhalten wir uns dauernd genussfähig.

Im „Widerstand" allein ist Leben und Bewegung und nur in seiner beständigen Überwindung zur Einheit vollzieht sich der Fortschritt zum Höheren. „Wenn die Bekämpfung der natürlichen Übel es ist, welche den Menschen zur Übung, Anspannung und Entwickelung seiner physischen, intellektuellen und technischen Kräfte und Anlagen zwingt, so ist es das Böse, das ihm zur Entfaltung seiner moralischen Anlagen, zur Anspannung seiner sittlichen Energie und zur Übung seiner edelsten Tugenden Gelegenheit und Anreiz giebt. Wohl ist sie schön die Liebe, die im Glück der Liebe sich sonnt; aber grösser und schöner noch ist die Liebe, die den Hass überwindet oder durch unentwegte Geduld Gleichgültigkeit und Verkennung besiegt und in Liebe umwandelt; die Treue, die auch durch Untreue auf der anderen Seite sich nicht beirren lässt und den Strauchelnden zu sich zurückführt, die Sanftmut, die auch den Jähzorn und die Ungerechtigkeit beschämt, das Erbarmen, das auch dem Todfeind sein tätiges Mitleid nicht versagt. So blühen die reinsten und edelsten Blüten der Sittlichkeit gerade erst da auf, wo das Ammoniak des Bösen der Pflanze die höchsten und schärfsten Lebensreize zuführt; denn das Böse weckt nicht nur das sittliche Bewusstsein . . . . ., schärft es nicht nur durch den Gegensatz mit sich, sondern spornt auch die sittlichen Triebfedern zu ihrer kräftigen Betätigung an und stellt ihnen zugleich die höchsten Aufgaben." — Lässt uns Hartmann in diesen Worten nicht ganz seinen Pessimismus vergessen?

Nur dort, wo ein Missverhältnis sich zeigt zwischen Willenskraft und Widerstand, wo dieser nicht zu besiegen ist, weil der Wille oder, besser, der Wunsch weiter reicht als die Kraft, wo diese sich fruchtlos erschöpft, wird aus Schwäche und Unerfülltheit der S c h m e r z geboren. Doch selbst der Schmerz ist nicht ohne erhebende Kraft, ja, er gerade erhebt uns am höchsten, wenn wir uns von ihm nicht überwältigen lassen, in ihm uns nicht selbst verlieren: er streift alles Unwahre von uns ab und warnt uns vor falschen Wegen; er zeigt uns die Grenzen unseres Könnens und weist uns auf uns selbst zurück, um im Zentrum alles Seins G o t t, aus dem alle Kraft strömt, und in ihm unsere wahre Kraft, unsere wahren Ziele zu erkennen. So wirkt der Schmerz im höchsten Grade erzieherisch in seiner Wahrheitskraft, die er unmittelbar aus den Tiefen der Alleinheit in Gott schöpft.

Auch wenn der gerade Weg immer der kürzeste wäre, so ist er doch sicher nicht immer der, der uns mit reichstem Gewinn ans Ziel führt. Führt unser Weg auch durch Sorge und Leid, am Ziel erblüht aus Leid und Bitternis nur um so

schöner das Glück. Wie tief unser Schmerz auch sei, er gründet um so sicherer das Glück, das aus ihm zur Höhe wächst! „Nichts ist gerechter als der Schmerz; er erstattet uns wieder, was unsere Seele ihm in den Tagen des Glückes geliehen hat“ (Maeterlinck), und umgekehrt, das Glück lässt uns nur ernten, was wir in Arbeit und Mühsal gesät. Aber lohnt nicht eine vielfältige Frucht die Aussaat? Wie das Licht durch den Schatten sich zur Schönheit verklärt, so hebt auf dem Hintergrunde eigenen Leids auch das Glück nur um so leuchtender sich ab, dem lichten Regenbogen gleich, der nach dem Gewitter auf dunkler Wetterwand steht!

Wie dürfen wir klagen über die ungleiche Verteilung der Lose? Richtet sich inneres Glück nach den äusseren Gütern des Zufalls, muss wahres Glück nicht stets auch ein selbsterworbenes sein? Unsere Seele ist es, nicht Art und Umfang äusserer Erlebnisse an sich, was unser inneres Glück bestimmt. Und in jedem Gefühl von Glück und Unglück wird der Erfolg nur gewertet, mit dem wir unter den wechselnden Bedingungen unser Wesen entfalten und gestalten und uns in seiner Harmonie über den Wechsel jener zu erheben vermögen. Mit Mark Aurel, dem heidnischen Kaiser mit der christlichen Gesinnung, mögen wir beim Tode geliebter Menschen wohl sagen: „Wenn es mir nicht mehr vergönnt ist, die zu lieben, welche ich über alles liebte, so geschieht dies ohne Zweifel, damit ich die lieben lerne, welche ich noch nicht liebte.“

Wie schön und wahr spricht sich auch Schopenhauer selbst — freilich mit einem nicht zu billigenden Hintergedanken! — über die Bedeutung des Schmerzes aus: „Damit der Mensch eine erhabene Gesinnung sich erhalte, seine Gedanken vom Zeitlichen auf das Ewige richte, mit einem Wort, damit das bessere Bewusstsein rege sei, ist ihm Schmerz, Leiden und Misslingen so notwendig, wie dem Schiffe der es beschwerende Ballast, ohne welchen es keine Tiefe erreicht, ein Spiel der Wogen und der Winde wird, keinen bestimmten Weg geht und leicht umschlägt.“ — „Wir müssen alle in Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt“ (Frenssen: Jörn Uhl). —

Der Pessimismus gefällt sich darin, die Unlust, den Schmerz für das einzige Positive, die Lust und das Glück aber für negativ zu erklären, weil diese immer nur Befriedigung eines Wunsches, Beseitigung eines Mangels seien. Das letztere ist nicht einmal richtig, denn in Natur und Leben wird uns so mancher Genuss, so manche Freude zu teil, die nicht in unserem — bewussten oder doch empfundenen — Wollen lagen, mit denen aus der Tiefe unseres Wesens eine neue, ungeahnte Seite unserer Seele zum Erklingen kommt.

Aber liegt das Unlogische jener Auffassung nicht auf der Hand, da doch ein Negatives, wie es der Mangel ohne Zweifel ist, nur durch ein Positives ausgeglichen werden kann? Dass Unlust und Schmerz aufdringlicher sich äussern, sich fühlbarer machen als das Glück, das nicht immer in lautem Jubel seine Grösse kundgiebt, sondern, je tiefer es ist, um so leiser und linder uns emporträgt, liegt nichts so sehr im positiven Wesen jener, als vielmehr in ihrem Gegensatz zu unserem Wesen, das auf Harmonie gerichtet ist.

Wahre Harmonie kann nur in der Bewegung fortschreitende Harmonie sein!

Glück aber ist das Gefühl wachsender Harmonie, das Gefühl der wachsenden Individualität in der Übereinstimmung ihres Wesens und Zieles mit der Umwelt, das steigende Vollgefühl seiner selbst in der Einheit mit Gott. Ein Hauch göttlichen Allgefühls, nicht in untätigem, passivem Gehenlassen, sondern allein im Leben und Wirken zur höheren Einheit! Nicht Schmerz aber ist das beständige Verlangen nach Einheitserfüllung unserer Seele, denn ihm zu leben ist Glück, auch wenn immer ein neues Ziel jedes erreichte ablöst. — Und ist der Sehnsucht nicht als Schwester die Hoffnung gesellt, welche zwischen die Dornen der Gegenwart freundlich die leuchtenden Blüten einer erfüllten Zukunft einflicht und uns in glücklicher Stimmung die herrlichsten Früchte im voraus geniessen lässt? Ist die Hoffnung aber darum weniger Lust, weil sie für jetzt vielleicht ein unerfüllter Traum zu bleiben bestimmt ist, ist sie in ihrem Stimmungsgehalt nicht doch ganze Wahrheit?

Was die Hoffnung für die Zukunft, das ist die Erinnerung für die Vergangenheit. Die Entfernung, — die ja überall den Himmel mit der Erde vermählt, — verschönt, indem sie die Mängel im einzelnen verschleiert, und lässt dafür Sinn und Idee des Ganzen, die in der Nähe von jenen erdrückt werden, deutlicher hervortreten. So lässt auch die Erinnerung die Schatten verschwinden und das Licht heller erstrahlen. Sie gleicht die Gegensätze aus, verbindet das Getrennte und mildert die Härten und Kanten. Sie wirkt verklärend und umwebt selbst das Leidvolle mit einem poetischen Schimmer.

Also erscheint nur das Helle, Lichte, Schöne, Gute und Gesunde als das einzige Bleibende im Flusse der Zeit, und wenn auch in der nimmer seienden Gegenwart Kampf und Missklang, Dunkelheit und Schmerz uns bedrücken, — schon der nächste Augenblick ist Zukunft, lichte Hoffnung, und schon im nächsten Augenblick ist die Gegenwart, die uns bedrückt, Vergangenheit geworden und mildernde, verklärende Erinnerung! Versteht es doch auch die Zeit, die aus der verwitternden Ruine das kräftige, lebendige Grün des Epheus spriessen lässt, das, was sie zerstört, mit dem Zauber einer in aller Wehmut doch besonders wirksamen Schönheit zu umkleiden!

Woher aber die wunderbare Glückskraft der Erinnerung und der Hoffnung, wenn sie nicht in ihrem innersten Wesen, das einen Zug von Liebe trägt, sich mit dem Einheitswillen berührten, der, trotz aller Irrtümer und Enttäuschungen im Einzelnen, seiner Erfüllung gewiss ist? Eine überaus wohltätige Einrichtung unserer Natur, die dem im Wesen nun einmal nicht zu vernichtenden Willen zur höheren Einheit entspringt, lässt uns fast jede Lage, jeden Verlust, und mochten sie uns als die schlimmsten erscheinen, in einem neuen Gleichgewichtszustand enden, der, an sich weder Lust noch Unlust, die Basis neuen Strebens zur höheren Einheit mit ihrem entsprechenden Glücksinhalt bildet. Und nicht selten macht ein Unglück uns erst wieder empfänglich für die einfachen, unschuldigen Freuden des Lebens, die uns ein üppiger, raffinierter Luxus hatte entschwinden lassen.

„Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
Will tiefe, tiefe Ewigkeit!“ (Nietzsche.)

Auf dem Wege zu Nietzsche's „Übermenschen“ freilich, dem seine Mitmenschen nur als Schemel dienen zur Macht, der auf diese Weise nur Hass und Neid und immer wieder neuen Kampf entfesselt, ist die unvergängliche Lust nimmer zu finden. Sie liegt allein auf dem Wege der Liebe, deren Güter und Freuden nur um so grösser und beseligender werden, je mehr Geniessende mit uns an ihnen teilnehmen.

II.

Wenn wir dem Pessimismus Glauben schenken wollen, so überwiegt in der Welt die Summe der Unlust bei weitem die der Lust, und ist dieser beständige Überschuss an Unlust allein auch der Grund des unablässigen Drängens nach Fortschritt und Verbesserung, ohne dass doch ein wirklicher Erfolg erreicht würde, weil mit jeder erreichten Stufe auch die Gefühlswerte eine entsprechende Verschiebung erleiden, so dass das Missverhältnis zwischen Unlust und Lust doch immer das gleiche bleibt.

Mit Recht aber macht Hamerling geltend, dass „es kein Beweis für den Pessimismus, sondern gegen ihn ist, wenn die Bilanz, welche der doktrinäre Verstand zwischen Lust und Unlust zieht, zu Gunsten der Unlust ausfällt. Denn wenn das Leben im Besonderen wirklich mehr Unlust mit sich bringt als Lust, so kann der Umstand, dass die ungeheuere Mehrzahl trotzdem leben will, leben um jeden Preis, nur durch die Annahme erklärt werden, dass Sein und Leben an und für sich“ — d. h. doch wohl um ihres tieferen Sinnes willen! — „von den lebenden Wesen als Lust empfunden und entschieden gewollt wird.“

Jener tiefere Sinn aber? Wir konnten bereits feststellen, dass nicht Schmerz und Unlust es sind, welche uns vorwärts treiben, sondern dass in diesem beständigen Streben unser innerstes Wesen, das in seiner Art ganz Wille zur höheren Einheit ist, unmittelbar sich auslebt und erfüllt. Ist aber Wesenserfüllung Glück, so ist auch der trotz allem unverkennbare Fortschritt der sichere Beweis, dass in der Welt das Glück das Leid, die Lust die Unlust überwiegt.

Lust ist Kraftgenuss und Glück nicht Ziel, sondern erfolgreiches fruchtbares Wirken zum Ziel! Das Endziel wäre auch das Ende alles Glückes, aller Lust. Unser Glück gerade ist es, dass uns wohl ein Ziel als erreichbar vorschwebt, dass sich uns aber mit jedem Schritt vorwärts, mit jedem Erfolg immer neue Ziele in immer schöneren Formen enthüllen. Der Mensch bedarf stets eines Anhaltes, eines Zieles, das seinen Teilkräften die einheitliche Richtung gibt. Der Mensch bedarf eines Bandes, das ihm sein Verhältnis bestimmt zu dem Vergangenen und zu dem Künftigen, zu dem „Unten“ und zu dem „Oben“, soll er nicht rettungslos versinken in der Halt- und Richtungslosigkeit seiner Stimmungen!

Der Wechsel belebt, das Einerlei tötet! Auch unser Ziel muss sich in jedem Augenblick, in immer höherer Form als ein erreichbares darstellen, sollen wir nicht verzweifeln im Bewusstsein seiner unendlichen Ferne, während uns so das unendliche Streben in beständiger Wesenserfüllung zu endloser Lust wird.

Not und Langeweile nennt Schopenhauer die beiden Pole des Lebens. Wohl treibt die Not uns an, hinzuarbeiten auf ihre Hebung; doch ist die Not weder der

alleinige, noch der wesentliche Grund unserer Arbeit. Wohl kann ein immer gleichmässiges Glück, das jede Arbeit und Anstrengung überflüssig zu machen scheint gefährlich werden, weil es unsere Teilkräfte locker lässt. Dieses Gefühl des schlaffen Zerfliessens ins Breite ist es, das uns das Missbehagen der Langweile hervorruft und bis zur Unerträglichkeit steigert, so dass wir aus ihm heraus zu neuer energischer Betätigung uns aufraffen.

So ist es auch hier unser innerstes Wesen, das uns nicht in einem Endlichen Ruhe und Befriedigung finden lässt. Im Streben gerade liegt unser Glück! „Uns allen," sagt Lotze, „scheint zuweilen die Welt der Gestalten zu sehr die Welt der Werte, das Reich der Mittel zu sehr das Reich der Zwecke zu verhüllen; wir sehnen uns nach jener Einheit des wahrhaftesten Seins, in welcher das höchste Glück Bestand hat, in welcher Ideen Wirklichkeit haben, ohne an die Vermittelung der Werkzeuge, ohne an die tausend Bedingungen bestimmter Lagen gebunden zu sein, in welcher ein unmittelbares Verständnis der Geister alle äusserlichen Wege der Wechselwirkung überflüssig macht, in welcher endlich Schöpfer und Geschaffenes in eine Gemeinsamkeit des Lebens verschmelzen, für deren ahnungsvolle Tiefe kaum die edelste Mystik genügende Ausdrücke darböte. Aber das Leben des Menschengeschlechts besteht nicht allein in der Sehnsucht nach dem Ziel, sondern in der Arbeit, der Wanderung zu ihm."

Diese Wanderung allein ist Glück, ausser ihr gibt es keine Lust, und mit jedem Schritt, den wir vorwärts tun, erfüllt sich in uns auch etwas von jener beseligenden göttlichen Gemeinsamkeit des Lebens des Schöpfers mit dem Geschaffenen! — „Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht; denn gerade das wahre Glück baut sich jeder nur dadurch, dass er sich durch sein Gefühl unabhängig vom Schicksal macht. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, dass, wenn man gar nicht an Glück und Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt" (W. v. Humboldt). — Aber erwächst uns so nicht geradezu eine Glückspflicht? Und erhebt sich nicht mahnend die Frage, wenn wir uns unglücklich fühlen, wenn Gram und Verzweiflung Macht über uns gewinnen, ob das uns zu Boden drückende unseres Geschickes nicht so sehr in der Schwere äusserer Zufälle, als vielmehr in unserem eigenen Verhalten liege, das jenen erst ihr besonderes Gewicht verleiht?

Auch wer in eine Welt von Zukunftsidealen sich versenkt und sich unglücklich fühlt, weil sie nicht schon Gegenwart und Wirklichkeit sind, beweist damit nur, dass er in der Gegenwart nicht alles erfüllt, was an ihm ist, um jene zu verwirklichen. Denn die treue Arbeit der Gegenwart nimmt bereits das Glück einer erfüllten Zukunft voraus.

Nur ein wahres, inneres Verhängnis gibt es für den Menschen, ein Selbstverhängnis, wenn er Böses tut: gefesselt liefert er sich damit den Schicksalsmächten aus! Die Übeltat allein lässt den Glücksquell versiegen in unserem Inneren, und ehe er nicht aus dem Urquell der Liebe neue Nahrung erhalten, kann er nicht wieder fliessen! —

Wohl liegt ein Körnchen Wahrheit in der Glückslehre der Stoa, dass nämlich nur in der Ruhe des Geistes das Glück zu finden sei, und dass wir auf das nicht rechnen dürfen, was nicht von uns allein abhängt. Sorge, Angst und Schmerz bleibt uns so erspart. Der Stoizismus aber schöpft aus dem eigenen Wesen nicht auch die ergänzenden Beziehungen zu den anderen Wesen, auf denen doch das höchste Glück sich aufbaut. So ist er unfruchtbar in sich selbst. Er vertritt die mehr passive Seite der Ethik, der nicht der Liebe Sonne leuchtet, und vermag schon darum das Glück allein in negativer Weise als „Fehlen des Schmerzes“ zu bestimmen; er ist in seinem Kern pessimistisch und egoistisch. — Wohl liegt in unserer eigenen Seele unser wahres Glück, jedoch nicht darin, dass sie sich in sich selbst zurückzieht und gegen die Aussenwelt verschliesst, sondern dass sie sich ihr in Liebe öffnet und, was ihr auch immer Widerstrebendes, Zwiespältiges entgegentritt, es in Liebe überwindet.

Doch nicht das Heidentum und auch nicht das Judentum hat die ganze göttliche Kraft der Liebe erfasst; zwar hiess es auch im Gesetz des alten Bundes: Liebe deinen Nächsten, liebet die, die euch lieben! Jesus aber erst lehrte die wahre Liebe, die schrankenlos ist und auch die umfasst, die uns hassen. Er erhob die Liebe aus der rein äusseren Bestimmung des Gesetzes und aus einer Sphäre, die in der blossen Erfüllung des Gesetzes sich Genüge tat, zur freien sittlichen Tat. Und als er auf Golgatha in freiester Liebestat sich selbst hingab, war im Wesen das Erlösungswerk von dem vieltausendjährigen Übel vollbracht in der Überwindung und Versöhnung aller Gegensätze, und an uns ist es nun, auch für unsere Person in der lebendigen Gesinnung der Liebe uns jener Erlösung teilhaft zu machen.

Das Individuum, das Ich als solches, ist arm und verlassen, trägt es aber in der Liebe Gott in sich, so kann es sich niemals verlassen fühlen. „Wohl errichtet der Egoismus seinen Mittelpunkt in sich selber, die Liebe aber pflanzt ihn ausserhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Egoismus ist Einsamkeit, Liebe zielt nach Einheit“ (Schiller). Die Liebe hat ihren festen Grund in sich selbst und in Gott; sie ist nicht Liebe um der Gegenliebe willen! Im Geben, auch ohne von aussen wiederzuempfangen, wird sie in sich selbst nur reicher. Antwortet ihrer Hingabe nicht ein bestimmtes Echo, so wird darum doch die echte Liebe nicht verkümmern, sondern ihre Wurzeln nur um so tiefer schlagen und mehr und mehr das Ganze umfassen, um die Harmonie zu finden, die auch das Widerstrebende versöhnend erfüllt und durchklingt. In der Liebe erst gelangen wir zum bewussten Besitz unseres eigenen Wesens. Es ist kein abgesondertes Sein mehr in jener, und doch ist es noch ein persönliches Sein, das zum reinen Wesen und als solches zur unmittelbaren innigsten Einheit mit dem geliebten Objekt und in diesem mit Gott geworden ist. An sich ein leeres „Nichts“, findet das Individuum in der Liebe erst seines Wesens Inhalt; nur in der Liebe kommt es zum wahren Fürsichsein, weil in ihr Gott eingeht in sein Wesen!

Und ob du die ganze Welt gewinnst, hast aber die Liebe nicht, so bist du weniger denn nichts, — um so weniger, je mehr du erraffst! Eine grosse Lüge wäre dir die Welt, finster und freudlos, denn in der Liebe allein ist Wahrheit,

Licht und Glück. Alle Feindschaft und Kränkung schwindet unter ihrem milden und doch alles durchdringenden Strahl; Bosheit und Neid wandeln sich in menschliches Irren, und das ganze Dasein verklärt sich zur tausendstimmigen Harmonie. Der Schmerz wird dir leichter werden in der Geborgenheit des Gottesgefühls der Liebe, denn du wirst dich in ihm nicht einsam und verlassen fühlen, und dein Glück wird unendlich werden, denn die ganze Schöpfung wird mit dir sich freuen und jubeln!

Wie heisst es doch, das hohe Lied der Liebe in des Apostel Paulus erstem Korintherbriefe? „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und liesse meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

. . . . Wir sehen jetzt durch einen Spiegel, in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.

Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die grösseste unter ihnen."

Als unauslöschlicher, göttlicher Wille, der zur höheren Einheit, zum Eins- und Ganzsein führt, ist die Liebe Wesen und Gesetz alles Seins und Werdens und Erkennens, der Entwickelung und des Fortschritts, unaufhörlicher Sieg über das Übel und die Sünde. Wo immer ein Gedanke der Liebe uns ergreift, wo immer von uns eine Liebestat verrichtet wird, werden wir auch erlöst von etwas Niedrigem, das uns in die Tiefe zog, befreit von den Schlacken, die uns festhielten in der dumpfen Atmosphäre der Selbstsucht und des sinnlichen Triebes! —

Indem die Liebe dem Subjekt in seiner Einheit mit dem Objekt, mit dem All und mit Gott zur Freiheit wird und zum höchsten Glück, indem sie in ihrer sieghaften, versöhnenden und erlösenden Kraft alles, was dem Leben und seinem Fortschritt feindlich ist, überwindet, wird sie zur stärksten Willens- und Weltbejahung. Der Pessimismus hat diese Bedeutung der Liebe nicht erkannt, weder Schopenhauer, der alle Liebe für Mitleid und jede Liebe, die nicht Mitleid ist, für Selbstsucht erklärt, noch Ed. v. Hartmann, der die werktätige Liebe ein notwendiges Übel nennt, welches dazu dient, ein grösseres Übel zu mildern.

Mitleid ist leicht nur tatlose Schwäche, die nicht das Mittragen und Mitkämpfen kennt, die nicht die schwere Last von dem Leidenden nimmt, und nur sich selbst geniesst im Unglück des Nächsten. Nicht stärkend und helfend, sondern verletzend und niederdrückend wirkt das Mitleid, das sich nicht zur Liebe erhebt. Ein wahrer, starker Helfer ist allein die Liebe, die weder durch Almosen am unrechten Fleck laute Wehleidigkeit grosszieht und träge, berechnende Armut, noch auch wahrer Not gegenüber in blinden zwecklosen Anstrengungen die eigene Kraft fruchtlos erschöpft. Sie scheut nicht zurück, Gut und Leben zu opfern für den Bedrängten, aber einem Opfer noch ein zweites zuzugesellen in hoffnungsloser Hingabe, das ist nicht notwendiges Gesetz der Liebe. Doch die Liebe macht hellsehend, und das warme Gefühl findet oft da noch einen Ausweg, wo der kalt abwägende Verstand an der Rettung verzweifelt; dieser kennt und wertet nicht die Kräfte, welche die Liebe aus den Tiefen der Seelen und der Dinge, aus Gott selbst schöpft. Und irrt auch einmal das hilfreiche Herz, das Opfer der Liebe ist nicht verloren, es bleibt aufbewahrt in Gott und wirkt unter der Oberfläche fort.

„Wenn ich mir," sagt Maeterlinck, „um auch zu lieben, die Schwingen der Liebe beschneide, weil eure Liebe noch keine Flügel hat, so wird es in der Tiefe des Tales zweimal mehr Tränen und unnütze Klagen geben, aber die Liebe wird dem Gipfel um keinen Schritt näher kommen." Aber wird die Liebe noch Liebe sein, wird sie noch etwas zu lieben haben, wenn sie einsam zum Gipfel emporschwebt? Wird sie nicht immer wieder ins Tal herniedersteigen, auf ihren Schwingen emporzutragen, was sie zu tragen vermögen, um hierdurch gerade sich höher und höher zu erheben in Kraft und in Glück?

Der Pessimismus sieht in seinem unfruchtbaren Mitleid mit der Not des Lebens nur einen Ausweg, nur eine Erlösung, die „Verneinung des Willens zum Leben"; er sieht das Heil der Welt in Quietismus und Askese: in der Ruhe des Nichtwollens und in der Ertötung alles Eigenwillens. Aber die geringste Liebestat ist mehr wert als die furchtbarste asketische Selbstzerfleischung und die „höchste" quietistische Verzückung. Indem das Individuum im Quietismus, wie in der Askese, die nur eine irrtümliche Richtung als die höchste „Betätigung" des Christentums preisen konnte, sich ganz in sich selbst zurückzieht und jede Beziehung zur Aussenwelt, die seine Stille stören könnte, ablehnt, übt es nur eine feinere, aber um so gefährlichere Art der Selbstsucht, die vermeint, für sich allein, „innerhalb seiner vier Pfähle", der Erlösung und höchsten Seligkeit teilhaft werden zu können. Verhängnisvoller Irrtum! Ist denn die Selbstsucht nicht die Wurzel alles Übels, das Übel der Übel, von dem wir vor allem erlöst werden müssen?

Ed. von Hartmann freilich hält das Endziel, die Willensverneinung, im Gegensatz zu Schopenhauer nicht für erreichbar durch die Askese, sondern allein durch die volle Hingabe an das Leben und seine Pflichten, weil so nur die Erkenntnis erwachen könne von der Notwendigkeit der Willensverneinung. Aber der tiefe Widerspruch, der nun einmal dem Pessimismus innewohnt und nur gewaltsam aufgehoben werden kann, zwingt ihn zu der wunderlichen Annahme, dass nirgends sonst auf einem Gestirn eine so hochorganisierte Gattung sich befinde, als auf der

Erde, so dass diese den überwiegenden Teil des Weltwillens repräsentiere, um schliesslich, wenn die Erkenntnis soweit gereift ist, durch einen Majoritätsbeschluss das Wollen aufzuheben.

Es fällt mir schwer, das als ernstgemeint zu nehmen! Aber zugegeben selbst, dass die Welt in ihrem Sein oder Nichtsein einmal einem solchen Majoritätsbeschluss unterliegen sollte, der sie mit all ihren trüben Erfahrungen in die Nacht der Vergessenheit versenkt, wo liegt — bei der Unzurechnungsfähigkeit des „absolut Unbewussten"! — die Gewähr, dass der Vorhang, der soeben gefallen ist, sich nicht von neuem wieder aus dem unendlichen, nicht erfüllten Willen heraus zu demselben „Trauerspiel" hebt? Doch Hartmann täuscht sich auch, wenn er glaubt, dass aus der vollen Hingabe an das Leben mit all seinen Anforderungen und Bestrebungen der pessimistische Gedanke an Kraft gewinnen könnte. In der treuen Erfüllung der Pflichten des Lebens liegt ein unversieglicher Glücksquell, der in immer stärkerem Strom all unser Tun durchdringt und aus eigener Kraft das Werk der Pflicht wandelt in das freie, beglückende Werk der Welt und Leben bejahenden Liebe!

In quietistischer Versenkung, in der Pflege von Kunst und Wissenschaft mag der von äusseren Sorgen freie Philosoph des Pessimismus sich selbst über den Widersinn seiner Lehre hinwegtäuschen, ja, er mag sich über das Gefühl täuschen, das ihm im eigenen Busen lebt und in unendlich vielen, kleinen und grossen Zügen das Leben und die Liebe über die Philosophie des Todes triumphieren lässt. Mitten in den Wogen des Lebens aber versagt die Weisheit des Pessimismus, und nicht einem jeden ist es vergönnt, sich in das Reich der Kunst und Wissenschaft zu flüchten vor den Aufregungen und Widerwärtigkeiten des Alltags. Aber ein jeder ist im stande, indem er nach unten blickt auf die, welche noch ärmer, noch mühebeladener sind als er, indem er ihnen in Liebe beispringt und einen Sonnenstrahl aus seinem Innern in ihre Trübsal fallen lässt, sich über das eigene Leid im Gefühl der Einheit mit Gott zu erheben und ein Glück in sich zu erwecken, an welches das Schicksal nicht rührt.

In jeder Liebestat siegt das Leben über den Tod und macht einen Schritt vorwärts, zur Höhe. Immer ist die Liebe das Bessere, und immer wandelt sie das Unvollkommene, Zwiespältige in das Vollkommenere, Eine. Überall gilt das Recht des Stärkeren, die Liebe aber ist das Stärkste in der Welt! Was könnte ihr widerstehen? Ihre Waffe ist das Glück, das sie um sich verbreitet. Immer weiter zieht die Liebe ihre Kreise, immer neue Höhen weist sie uns, immer tiefere Tiefen des göttlichen Willens erschliesst sie uns. Nicht arm aber soll der Einzelne werden in der Hingabe an die Gemeinschaft, sondern tausendfältig reicher, weil die Schätze der Arbeit aller seinem Glücke dienen und nicht die Not mehr Alle gegen Alle kämpfen, sondern die Liebe Alle für Alle wirken lässt.

Unaufhaltsam schreitet die Menschheit in ihren Gliedern fort! Überall und immer bewährt sich das kluge Wort Castelar's: „Die Geschichte der Menschheit ist ein steter Kampf zwischen den Ideen und Interessen; für den Augenblick siegen — vielleicht! — die letzteren, auf die Dauer immer die ersteren." Die Interessen sind die Selbstsucht des Augenblicks, der Einzelheit, die Ideen aber sind

die Liebe der Unvergänglichkeit, die Einheit in Gott. Wie der Augenblick immer wieder untertaucht in dem Ewigen, Unvergänglichen, dem er entsprungen, so wandelt sich stets auch aus innerstem Wesen heraus die Selbstsucht in Liebe.

Und was auch der Augenblick und die Einzelheit sündigen in ihrem Sonderinteresse, es wird stets wieder aufgehoben und gelöst in der steigenden Flut der All-Einheit, die als göttlicher Allmacht Offenbarung immer klarer und herrlicher aufleuchtet im Sonnenschein der Liebe! Immer gebend und schaffend und doch niemals sich erschöpfend, im Geben und Schaffen nur innerlich wachsend, ist die Liebe stets sich erhöhendes Leben in ewiger, unvergänglicher Jugend! J. Froehlich.



Die Persönlichkeit Gottes.

I.

Gott eine lebendige Persönlichkeit, das ist eine grundlegende Überzeugung des christlichen Glaubens. Eben diese Meinung soll aber zugleich ein ganz besonders schwacher Punkt an der christlichen Lehre sein. Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft wollen das übereinstimmend nachweisen können; eine solche Gottesvorstellung vertrage sich nicht mit ihren Resultaten.

Zunächst die Naturwissenschaft. Sie hat gewaltige Arbeit getan; unser ganzes Weltbild hat sie allmählig umgewandelt. Und es ist gewiss nicht so, dass sie uns lauter Phantasien als wirkliche Einsichten darbietet. Vielmehr nimmer ermüdend, ihre Aufstellungen durch nüchternes Nachprüfen an den Tatsachen immer wieder zu berichtigen, hat sie Schritt vor Schritt eine ganz bedeutende Sicherheit ihrer Resultate erreicht. Vieles ist zwar noch sehr in der Schwebe; anderes aber, mag man es auch Hypothese nennen, ist doch so wohl gesichert, dass wir es wie ein Tatsächliches anerkennen müssen. Von der letzteren Art sind nun aber die Erkenntnisse, welche unser Weltbild so entscheidend gewandelt haben, dass der lebendige persönliche Gott da keine Stätte mehr zu haben scheint.

Zu nennen wäre hier die gewaltige räumliche Erweiterung der Welt. Wenigstens kann man die Behauptung hören, dass es ganz unmöglich sei, zu dieser unendlich weiten Welt eine lebendige Persönlichkeit als leitende Macht hinzu zu denken. Weiter wäre zu erinnern an die Erkenntnisse der Wissenschaft über die Entstehung etwa unseres Sonnensystems, unserer Erde und alles Lebendigen auf ihr in seinen mancherlei Gestaltungen, also kurz all das, was sich unter die Sammelbezeichnung Entwicklungslehre zusammenfassen lässt. Auch damit scheint sich die Idee einer schöpferisch waltenden lebendigen Gottpersönlichkeit nicht zu vertragen. Wird doch hier alles auf die Wirksamkeit lediglich von solchen Kräften zurückgeführt, die in den natürlichen Dingen selbst liegen. — Endlich die von der Naturwissenschaft

in immer weiterem Umfange aufgewiesene Regelmässigkeit in allem Geschehen; die sieht sicherlich auch nicht darnach aus, als stünde hinter allem Getriebe dieser Welt ein lebendig persönliches Wesen.

Und dann noch die Geschichtswissenschaft! Sie beschäftigt sich auch mit der Religion als einer Erscheinung des geschichtlichen Lebens der Menschen. Ganz dieselben Methoden bringt sie dabei zur Anwendung wie bei ihrer sonstigen Forschung. Darüber erkennt sie dann überall die Wirksamkeit menschlicher Kräfte. Genau so wie Kunst und Wissenschaft erscheint auch mit der Sittlichkeit die Religion ganz verständlich als ein Gebilde, herangewachsen auf dem Boden der irdischen Menschheit. Der Annahme eines sich lebendig offenbarenden Eingreifens des persönlichen Gottes bedarf es da nicht mehr, sie wird sogar sehr schwierig, wo alles sich aus menschlichen Regungen heraus verständlich machen lässt. So wird auch an diesem Punkte durch die Wissenschaft und ihre wachsende Einsicht in die Zusammenhänge unseres irdischen Daseins der persönliche lebendige Gott, so scheint es, aus der uns immer bekannter werdenden Welt hinausgedrängt.

Das ist die Lage, in der wir uns befinden. An allen möglichen Punkten erheben sich von der Wissenschaft her Schwierigkeiten gegen unsern Glauben an Gott als eine lebendig wirksame Persönlichkeit.

Es ist nun ohne Zweifel von manchem Vertreter der Wissenschaft aus dieser Lage heraus recht Törichtes behauptet worden. Dahin gehört jene alte Rede, dass man noch mit keinem Fernrohr Gott irgendwo in der Welt habe entdecken können; da müsse er ja, wer weiss wo, in der Ferne des Weltenraumes sein, wenn er überhaupt dort irgendwo existiere. Ähnlich kluge Dinge kann man auch heute noch zu hören bekommen. Ich erinnere da nur an Häckels Äusserung, dass der Gott des Theismus ein ätherförmiges Wirbeltier sein müsse, da er doch eine Persönlichkeit sein solle und zugleich überall zugegen in dem unendlichen Raum der Welt. Solche und ähnliche Geistreichigkeiten, die so recht ein Gefühl der Überlegenheit über den Köhlerglauben ausdrücken wollen, beweisen ja nur, wie wenig von den betreffenden Männern darüber nachgedacht worden ist, was denn eigentlich der christliche Glaube mit seiner Gewissheit von Gottes lebendiger Persönlichkeit behaupten will. Sicher doch nicht, dass der Vater im Himmel in der nämlichen Weise eine Persönlichkeit ist, wie etwa der Zeus der alten Griechen, der in Menschengestalt auf dem Olymp thronte, oder etwa auch, wie man sich wohl im Mittelalter Gott ganz ernstlich vorstellte, als einen würdigen Greis über dem blauen Himmelsgewölbe von seinen Heerscharen umgeben.

Wir wollen aber über solche Oberflächlichkeit im Aburteilen über den christlichen Gottesglauben nicht allzustreng zu Gericht sitzen. Nehmen wir uns lieber die Lehre daraus, dass wir es bei der Verteidigung dieses Glaubens nicht ähnlich machen dürfen. Das heisst aber, wir dürfen nicht ebenso blindlings darauf los verteidigen, wie jene blindlings darauf los angreifen. Es würde ebenso wenig etwas Ernstliches dabei herauskommen; und ist auch tatsächlich noch nichts Brauchbares dabei zu Tage gefördert worden. Denn man hat es ja auch in der christlichen Apologetik

an einer rechten Besinnung darauf, worum es sich denn eigentlich handle, leider oft genug fehlen lassen.

II.

Wollen wir klar und sicher unseren Weg gehen, dann müssen wir zu allernächst darüber im klaren sein, was es denn auf sich hat mit der christlichen Überzeugung von einer lebendigen Gottpersönlichkeit, was der religiöse Glaube damit meint, worauf es ihm dabei ankommt. Vielleicht, dass dieses Eigentliche und Wesentliche, der religiöse Kern der Sache, sich all' den Errungenschaften des Wissens gegenüber sehr wohl behaupten lässt, während die Schwierigkeiten nur auf nebensächlichem Gebiete liegen, auf welchem Veränderungen und Wandlungen wohl stattfinden können, ohne dass der eigentliche Gehalt des christlichen Gottesglaubens dadurch berührt wird.

Uns kommt es also an nicht auf irgendwelche Vorstellungen von Gottes persönlicher Lebendigkeit, sondern auf die christliche Überzeugung von Gott, die ihrer Art nach von sonstigem Glauben an einen persönlichen Gott ebenso verschieden ist wie die ganze christliche Religion von sonstiger Religion. Es ist nun hier ein wesentlicher Unterschied der, dass sonst überall Gott und Mensch, jeder mit seinen Interessen, nebeneinander stehen: wenn der Mensch den göttlichen Ansprüchen nachkommt, dann hilft ihm die Gottheit bei seinen Angelegenheiten; für den christlichen Glauben dagegen gibt es zu allererst und vornehmlich einen heiligen und zugleich gnädigen Gotteswillen, und das religiöse Verhältnis zwischen Gott und Mensch ist Auswirkung dieses heiligen Heilswillens am Menschen. Der Inhalt dieses göttlichen Heilswillens lässt sich auf verschiedene Weise bezeichnen; aber immer ist es dieselbe Sache, nur unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Gott will uns als neue Kreaturen, als Gotteskinder, als Geistesmenschen; er will unsere Seligkeit, diese ist aber eben nicht irgend ein beliebiges Glücksgefühl, sondern neues geistiges Leben der Gotteskindschaft. Gott will uns als auf ihn bezogene und in ihm gegründete geistige Persönlichkeiten. Dass wir solche immer mehr werden, darin besteht unsere religiöse Beziehung zu ihm, aber auch seine Beziehung zu uns; denn dass wir es immer mehr werden, das ist lediglich der Erfolg seines göttlichen Wirkens an uns.

Für diesen ganzen Zusammenhang entscheidend ist demnach der Begriff der geistigen Persönlichkeit. Was verstehen wir darunter und wie wurzelt sie in Gott und bezieht sich auf ihn als den lebendigen Quell dieser ihrer geistigen Art?

Der Mensch ist nicht ohne weiteres geistige Persönlichkeit, er muss es erst werden. Durch seine Geburt wird er zunächst nur ein lebendiges Seelenwesen. Als solches durchlebt er bewusst einen bunten Wechsel von Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen, hat mancherlei Triebe und Begierden, fasst wechselnde Entschlüsse und verfolgt die mannigfaltigsten Ziele. In der Zucht der Geschichte oder der organisierten menschlichen Gemeinschaften, in welchen und durch welche sich die geschichtlichen Wirkungen vollziehen, kommt Ordnung und Stetigkeit in dies seelische Getriebe. Aber auch der geschichtliche Mensch, der charakterstark und vernünftig überlegend und wählend weitausschauende Pläne nachhaltig verfolgt, ist noch nicht das, was

wir unter geistiger Persönlichkeit verstehen; er wird das erst durch eine entscheidende Wendung in seiner Lebensbetätigung. Während der geschichtliche Mensch bis dahin nur am äusseren Mechanismus der Zivilisation mitwirkte und nicht selbst mit Bewusstsein und Absichtlichkeit ein Diener der geschichtlichen Zwecke war, gewinnt er nun Fühlung mit dem inneren Getriebe der Geschichte und stellt sich und sein Leben in den Dienst geistiger Zwecke. Je nach der Aufgabe, welcher er sich dabei zuwendet, erwächst seine geistige Persönlichkeit als künstlerische, wissenschaftliche, sittliche oder religiöse. Auf jeden Fall rückt er sich selbst aus dem Mittelpunkt seines Wollens und Wirkens und setzt einen geistigen Zweck (Wahrheit, Schönheit, Güte usw.) an diese herrschende Stelle. Dadurch tritt er in ein neues Leben des Kämpfens und Ringens ein; und weil und sofern sein innerstes Wollen dabei beteiligt ist, erwächst darüber in ihm selbst ein höheres Dasein, ein neuer Mensch. Das innere Leben gewinnt Weite, indem es sich an den grossen Aufgaben des geschichtlichen Gesamtlebens abmüht, nicht mehr an den wachsenden Zwecken des kleinen Ich. Es gewinnt zugleich Tiefe, am meisten sogar bei äusserlich erfolglosem Ringen, in welchem sich das blos subjektive Streben so rasch zermürbt; denn grade da lernt der Geistesmensch, abzusehen vom Sichtbaren, und er kann dies, weil er in allem Versagen des äusseren Erfolges in sich selbst ein werdendes Leben spürt, das von jeglichem Erfolg nach aussen hin unabhängig ist. Die geistige Mühe trägt ihren Lohn in sich selbst, indem sie das Leben vertieft. Wie Weite, Inhalt und Vertiefung, so sind auch Stetigkeit und Ruhe Grundzüge dieses Lebens. Da gibt es ja kein Wählen mehr und Schwanken im Grossen, sondern die grosse Aufgabe weist deutlich die Wegrichtung, und alle Entschliessung im Einzelnen kann und darf nur noch ein Weiterdringen in derselben Richtung sein.

Religiöser Art nun ist dieses persönliche Leben, wenn es sich nicht nur als von Gott gewollt weiss, sondern als Gottes Werk. Da fühlt es sich bei aller Unfertigkeit doch gesichert und allem Widerstande gegenüber doch stark. — Aber nicht nur so weiss sich die geistige Persönlichkeit in Gott wurzelnd, dass Gott der eigentliche Wirker ihres Bestandes ist, sondern, was in ihr heranwächst von geistig persönlicher Art, das ist ihr eine Erschliessung Gottes an sein Geschöpf. Gott wirkt nicht irgend etwas seinem Wesen Fremdes, wenn in mir die geistige Persönlichkeit wird, sondern er lässt mich dabei an seiner inneren Art und Lebendigkeit Teil haben. Darum erwächst mir in meinem persönlichen Sein die geistige Gemeinschaft mit Gott. —

Dieses persönliche Sein, das sich als ein in Gott wurzelndes, seiner Art nach göttliches oder geistiges Leben weiss, ist also wohl zu unterscheiden von dem blos seelischen Dasein. Es hat sein Gesetz nicht an dem regelmässigen Ablauf einzelner Seelenvorgänge, sondern an seiner Aufgabe. So gewinnt es seine Einheit und Geschlossenheit, nicht durch das Zusammenspiel seelischer Elementarkräfte. Es weist nicht unter sich hinab auf die Anfänge des Seelischen im Organischen, sondern über sich hinauf auf grosse Zusammenhänge eines geistigen Waltens in der Geschichte; von dort her ist es erwachsen, nicht aus dem seelischen Dämmerleben der niederen Lebewelt. Das seelische Leben ist diesem geistigen der zu formende Stoff, zumteil

sogar eine Kraftregung, die es niederzwingen muss. Und so ist auch die seelische Einzelpersönlichkeit nicht etwa die fertige Form, in die geistiger Inhalt nur einzuströmen braucht, sondern das Wachstum der geistigen Persönlichkeit sprengt die Enge der psychischen, und alles Wachstum des Geistigen ist ein beständiges Ringen mit der Unstetigkeit, Schwäche, selbstsüchtigen Enge des psychischen Einzelwesens.

So weist die Idee der geistigen Persönlichkeit auf das bestimmteste über den Begriff der psychischen Einzelexistenz hinaus; sie ist etwas ganz anderes als jenes.

In der für das religiöse Verhältnis zu Gott grundlegenden Überzeugung, dass Gott solche Persönlichkeit will und schafft, liegt darum nichts, was auf jene psychische Existenz hinwiese. Unser religiöser Glaube an Gott als Persönlichkeit besagt nur: dass er der Schöpfer des geistigen Persönlichkeitslebens ist, dass sich durch sein allmächtiges Wirken sich das menschliche Persönlichkeitsleben allem Widerstand zum Trotz durchsetzt; und dass mir in dieser schöpferischen Beziehung zu meinem geistigen Sein Gottes innerstes Walten entgegentritt. Dann besteht aber nicht nur der äussere Erfolg des göttlichen Waltens in Persönlichkeiten, sondern dann muss auch Gottes eigenes inneres Regen und Leben von der inneren Art dessen sein, was in uns als persönliches Dasein heranwächst. Wir schreiben darum Gott als Eigenschaften zu: Heiligkeit, Gerechtigkeit, Gnade, Treue, Wahrheit, Weisheit, Seligkeit, d. h. lauter Eigenschaften, die ein innerliches, geistiges Verhalten bezeichnen, und die nicht etwa das Eigenartige des Seelischen ausdrücken. Darüber, wie sich denn nun diese nach aussen lebendig wirksame innere Art im Einzelnen betätigt, im besonderen auch, wie sich das lebendige Heilswirken Gottes zu der Kausalität der Naturkräfte und der geschichtlichen Mächte verhält, ergibt sich von hier aus noch keine Aussage.

Deren aber bedürfen wir auch noch in unserem Zusammenhang. Wir gewinnen sie von der christlichen Lebensbeurteilung aus. Der Christ nimmt Alles aus Gottes Hand, sieht in Allem Gottes Wirken zu seinem Heil. Wir reden darum von einer allgegenwärtigen Wirksamkeit Gottes. Darin liegt, dass Gott nicht nur gelegentlich durch eine Machttat zwischen den Dingen hindurchbricht; sondern beständig ist er da mit seinem Wirken, wo irgend etwas geschieht, und es geschähe garnichts ohne seinen wirkenden Willen, der Heilswille ist. Gott wirkt nicht etwa so neben den Dingen her, sondern in allem und durch alles hindurch. Darum allein auch „kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen, und was mir heilsam ist.“ — Die Frage, wie sich Gottes lebendiges Heilswirken zu der Kausalität der Naturkräfte und der geschichtlichen Mächte verhält, wäre demnach dahin zu beantworten: Gott wirkt durch sie und aus ihnen heraus geistige Persönlichkeiten. Auch darin liegt nichts, was in Gott auf die besondere Art des seelischen Daseins hinwiese, also etwa auf schwankende Empfindungen und Stimmungen oder auf einen Wechsel von Entschlüssen und Zielen oder gar auf eine räumliche Begrenzung durch eine organisch körperliche Grundlage. Im Gegenteil, die christliche Lebensauffassung weist über alle solche Vorstellungen gerade weit hinaus. Wir schauen vertrauend empor, aber nicht zu einem vergrösserten Menschen irgendwo im Weltenraume, der nach wechselnden Entschlüssen bald so, bald so in die Welt-

ereignisse hineingreift. Wir wissen uns vielmehr von einem gnädigen Walten umfangen, das in jedem Vorgang um uns und in jedem Entschlusse in uns selbst wirkt, und immer dieselbe grosse Absicht ausführt, nämlich sich selbst mitzuteilen und dadurch geistige Persönlichkeiten ins Dasein zu rufen.

Also: inwiefern ist Gott für unseren Christenglauben Persönlichkeit? Insofern als er geistige Persönlichkeiten will, denen er von seinem eigensten Leben mitteilt und die sich auf ihn beziehen und in ihm wurzeln. Inwiefern ist Gott lebendige Persönlichkeit? Insofern, als er solche Persönlichkeiten tatsächlich schafft. Wie vollzieht sich diese lebendige Wirksamkeit des persönlichen Gottes? In und durch den Ablauf der Dinge und Ereignisse unseres einzelnen Lebens und so auch des Weltlebens.

III.

Anders gestaltet sich die Idee einer lebendigen Persönlichkeit Gottes auf dem Boden der unterchristlichen Frömmigkeit. Dort stehen nicht göttliche Absichten, die sich durch sein Weltwalten verwirklichen, im Mittelpunkt der Gottesbeziehung, sondern alle möglichen menschlichen Ziele, für die es die göttliche Hilfe zu gewinnen gilt. Da ist Gott Person in der nämlichen Weise, wie der einzelne strebende und begehrende Mensch; er hat seine wechselnden Absichten und Stimmungen wie jener. Und darin vornehmlich besteht hier die Lebendigkeit des göttlichen Wirkens, dass Gott mit sich reden lässt, auf der Menschen Wünsche und Bitten eingeht und mit seiner überragenden Macht die Dinge so einrichtet, wie der Mensch es erbittet, der bunten Mannigfaltigkeit menschlicher Bitten entsprechend bald so und bald so und immer wieder anders. Die Lebendigkeit wechselnder Entschliessungen, wie sie dem Menschen als psychischem Naturwesen zukommt, wird auch bei den göttlichen Mächten vorausgesetzt, mit denen der Fromme in einem durch seine wechselnden Wünsche bedingten Verkehr steht.

Das nun ist durchaus Zweierlei, jene vorhin gezeichnete geistige Lebendigkeit Gottes und diese psychische. Diese letztere ist menschlich, die erstere nicht, vielmehr verlieren sich ihre Umrisse überall in jenes Gebiet des Übersinnlichen, wo mit dem menschlichen Begreifen alle Züge eigentlicher Menschenart ein Ende finden. Oder was ist etwa noch menschenartig an jenem ewig wirkenden Willen, der in allem Weltgeschehen und durch alles Weltgeschehen geistige Persönlichkeiten schafft, die sich gegründet und rings umfangen wissen von der heiligen Liebesmacht, die über aller Welt waltet?

Halten wir darum beides streng auseinander, die psychische und die geistige Lebendigkeit und Persönlichkeit Gottes, und untersuchen wir, wie sich das eine und das andere zur modernen wissenschaftlichen Welterkenntnis verhält. Da wird sich zeigen: Es ist nicht die geistige, sondern die psychische Lebendigkeit und Persönlichkeit Gottes, deren Vorstellungsart mit jener Auffassung der Welt unvereinbar scheint. Denn die Idee der geistigen Persönlichkeit Gottes enthält ja wohl Aussagen über das Ziel und die innere Art des göttlichen Waltens, nicht aber über die äusserlich merkbare Form dieser Wirksamkeit; in der psychischen Fassung der göttlichen Lebendigkeit dagegen liegt gerade eine ganz bestimmte Vorstellung von

letzterem. Hier aber liegen die Schwierigkeiten. Wir wollen uns das eben Gesagte demnächst bezüglich der psychischen Lebendigkeit Gottes verdeutlichen.

Th. Steinmann.



Der Bienenstaat.

II. Die organische Auffassung des Biens, ihre Erklärung und einige Schlussfolgerungen aus ihr.

Sieht man auf dem Felde oder im Garten ein Bienlein hurtig von einer Blüte zur anderen eilen, und aus jeder mit eigenartiger „Füssefertigkeit" und „Zungenfertigkeit" Pollen (Blütenstaub) und Nektar sammeln, so möchte man freilich zu der heute unter Bienen- und Naturforschern allgemein verbreiteten Ansicht neigen, dass jede einzelne Biene ein selbständiges Wesen sei, sowohl nach ihrer körperlichen Organisation, wie auch nach ihrem Seelenleben, welches für sich die Mittel zur Existenz schafft und in ihrem Tun und Treiben sich von eigenen Entschliessungen und Willensregungen treiben und bestimmen lässt. Ueberträgt man diese Ansicht auch auf die Tätigkeiten der Bienen im Innern des Stockes, also auf die Bruternährung, Wärmeerzeugung, Anordnung der verschiedenen Arten von Zellen und Benutzung der Zellen zu Honigspeichern, Brutzellen, Geschlechtszellen, dann kommt man schliesslich zu der Annahme, dass der ganze Bien sich in nichts weiter von einem menschlichen Staatswesen unterscheidet, als dass die Glieder desselben eben keine Menschen, sondern Bienen sind. Sonst aber gibt es auch im Bien herrschende und beherrschte Klassen, verschiedene Berufsarten (Wärmebienen, Brutbienen, königliche Fütterbienen, Baubienen, Wehrbienen, Flug- oder Trachtbienen u. s. w.) Und jedes Glied dieser verschiedenen Bevölkerungs- und Berufsklassen sieht zu, wie es die rechte Arbeitsstelle und die rechte Art der Arbeit findet, die für es passt und wählt dann mit klugem Verständnis und bewusster Zweckmässigkeit die richtigen Mittel aus, um die ihm obliegenden Aufgaben im Interesse des Ganzen recht zu erfüllen. Wird es auch ewig dunkel bleiben, wie bei dieser Auffassung jedes Glied den richtigen Ort und die richtige Tätigkeit findet und diese Tätigkeit richtig, zweckmässig ausführt, „wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern lebt und schwebt", so gibt es doch keinen andern Ausweg: *Es muss so sein, weil es bei Voraussetzung der selbständigen körperlichen und seelischen Organisation jeder Einzelbiene nicht anders sein kann; eine befriedigende Erklärung hierfür gibt es leider nicht.*

Es hilft uns daher auch nichts, die Hebel einer Richtigstellung bei den Folgen der verkehrten Voraussetzung anzusetzen, wir müssen die Voraussetzung selbst auf ihre Richtigkeit prüfen und wenn wir sie als unhaltbar erkennen, dann fällt ja mit ihr das ganze Gebäude der Schlussfolgerungen von selbst zusammen. Ist denn die Einzelbiene ein selbständiger Organismus in dem Sinne, dass er die Existenzmöglichkeit unabhängig von anderen Wesen seinesgleichen besitzt, kann denn die Einzelbiene für sich bestehen, losgelöst von dem ganzen Bien?

Die Temperatur darf nur unter 8° R. sinken und jedes vom Bien losgelöste Glied verfällt unrettbar dem Erstarrungstode. Das beweist doch deutlich genug, dass die Einzelbiene aus sich heraus nicht einmal die für ihre Existenz ausserhalb des Stockes nötige Lebenswärme erzeugen kann. Sie hängt hinsichtlich ihrer Lebenswärme völlig ab von der Wärmequelle der Gesamtheit. Darum eilt sie auch stets so schnell als nur möglich von der Tracht zum Stocke zurück. Sie ist ja wie ein Bumerang, der vom ganzen Bien hinaus in die Blütenweide geworfen wird, welcher nach bestimmter Zeit an dem Punkte wiederankommt, von dem er ausgegangen ist. Man könnte die Flugbienen auch vergleichen mit den Wurzelfasern, welche eine Pflanze nach Nahrung ausstreckt nach allen Punkten ihres Standkreises, oder mit den Blättern des Baumes, welche sich ja auch in begrenzter Freiheit in der Luft bewegen, um unter den Einflüssen des Sonnenlichtes wichtige Lebensfunktionen für die Pflanze zu verrichten.

Schon diese eine Tatsache beweist uns, dass das Einzelwesen nur seine Existenzmöglichkeit und seine Existenzmittel im Gesamtbien, d. h. in dem Organismus hat, der aus dem Zusammenleben und Zusammenwirken aller Glieder des Biens gebildet wird. Um das Wesen und die Organisation des sogenannten Bienenstaates recht zu verstehen, müssen wir diesen Gedanken noch etwas ausführlicher behandeln.

Betrachten wir die Königin, die Seele des Bienenstaates! So hoch sie steht in ihrer Bedeutung für die Erhaltung des Biens, da sie als einzige Mutter alle Eikeime für alle Einzelwesen des Biens, für alle Arbeitsbienen (bis 60 Tausend in einem Volke), für alle Drohnen (5000 und mehr in einem Volke) und auch für die Königinnen erzeugt und legt, so ist sie doch das allerabhängigste Glied des ganzen Biens, welches für sich überhaupt nicht bestehen kann, da es nicht imstande ist, die Nahrung, die es braucht, selbst herzustellen. Wird doch die Königin zeit ihres Lebens von jungen Bienen gefüttert! Sobald diese nicht vorhanden sind, stirbt sie, auch wenn alle Bienen um sie sind, wie dies bei dem Versand von Königinnen deutlich erkannt worden ist. Dazu kommt, dass die Königin die Zellen nicht selbst bauen kann, die ihren Eiern zur Wiege dienen; ferner, dass sie ihre Eier nicht selbst bebrüten und wenn sie ausgeschlüpft sind, nicht selbst ernähren kann. Streng genommen und ohne jede Vermenschlichung ihres Wesens und ihrer Funktionen ist die sogenannte Königin im Bien der Eierstocksträger, sonst nichts, also wohl ein sehr wichtiges nnd ausschlaggebendes Organ an dem Gesamtbienenstock, den wir als Gesamtwesen „Bien“ nennen, aber eben doch auch nur ein Organ unter zahlreichen anderen Organen, welche auch noch vorhanden sein müssen, soll der Bien existenzfähig sein und bleiben, und welche die sogenannte Königin, eben der Eierstock selbst, voraussetzt und als seine notwendige Ergänzung fordert, ohne welche der Eierstock überhaupt nicht arbeiten, also keine Eier erzeugen könnte.

Der Eierstock fordert nun aber, um seine besondere wichtige organische Arbeit, die Eierproduktion, leisten zu können für den ganzen Bien, als seine unerlässliche Ergänzung und Voraussetzung den ganzen übrigen Bien. Da nur aus befruchteten Eiern Arbeitsbienen und Königinnen hervorgehen, so fordert die Königin die Drohnen

als Befruchter; da sie Zellen als Wiegen für ihre Eier braucht, ein ganzes bauendes Bienenvolk; da die jungen Maden Wärme, Nahrung brauchen, Brut- und Nährbienen und damit diesen Nährstoffe in genügender Menge und rechter Beschaffenheit zur Verfügung stehen, die Tracht- oder Flugbienen. So steht hinter dem Eierstock gleichsam der ganze übrige Bien als ein Leib, von dem der Eierstock nur ein Organ bildet, welches nur in Verbindung mit dem Ganzen bestehen und arbeiten kann, aus dem Ganzen die nötigen Nährstoffe und sonstigen Lebens- und Arbeitsbedingungen gestellt erhält, aber auch dafür wieder sein besonderes Teil zur Erhaltung des Ganzen beiträgt.

Auch durch die anatomische Beschaffenheit des Körpers der Königin wird schon deutlich bewiesen, dass sie im Bien der Eierstocksträger, das Organ für die Eiererzeugung ist. Ist bei der Königin doch nur der Eierstock auf die Höhe der vollen Funktionsfähigkeit entwickelt, während alle anderen Organe, die Nährorgane (Verdauungsapparat), Sammelorgane, Bewegungsorgane u. s. w. nur so weit entwickelt sind, dass sie der Eierstocksarbeit dienstbar sein können. So hat die Königin, obgleich aus einem Ei entstanden, welches mit einem Arbeitsbienenei völlig übereinstimmt, doch keine Pollenkörbchen an den Hinterbeinen, keine Drüsen zur Verdauung des Blütenstaubes (Eiweisses). Der Rüssel ist kurz, der Honigmagen unentwickelt, der Verdauungsmagen nur fähig, völlig verdauten Futtersaft, also fast fertiges Bienenblut zu verarbeiten und da sie selbst keine Rohstoffe aufnimmt, sondern alle Nahrung von den Brutbienen erhält, also die Überschüsse an Nährstoff aus dem ganzen Bien — wie wir noch näher nachweisen werden —, so können wir sie auch betrachten als das Organ vom Bien, in welchem alle Überschüsse an Nährsubstanz in Eier d. h. zum Wachstum oder Verjüngung des ganzen Biens umgewandelt werden. Daher kommt es auch, dass dieses Organ im Winter, wo die Bienen nicht mehr Nahrung aufnehmen, als sie zur eigenen Existenz brauchen und wo sie fast ausschliesslich nur sog. Kohlehydrate (Zucker, d. h. Erhaltungs- bezw. Heizstoffe), aber kein Eiweiss (Pollen, Bildungsstoffe) verzehren, vollständig schlummert und aufhört, zu arbeiten.

Es ist zwar nicht unsere Passion, Königsthrone zu stürzen, aber nach der tatsächlichen Lage aller Verhältnisse und Umstände bleibt von der königlichen Würde der sog. Bienenkönigin auch absolut nichts mehr übrig und mit dieser Würde sinkt auch das ganze Phantasiegebilde der hohen königlichen Intelligenz in sich selbst zusammen. Die Königin wird — man entschuldige das unschöne Wort — eine recht dumme Eiererzeugungs- und -legemaschine, welche arbeitet, wenn ihr von den Nährbienen eingeheizt wird und sofort aufhört zu arbeiten, sobald das Einheizen mit eiweisshaltiger, fettreicher Nahrung eingestellt wird. Von Regieren, Bestimmen, Vorausschauen zukünftiger Dinge, von willkürlicher Geschlechtsbestimmung, von der rechten Auswahl der zu legenden Eikeime und was man der Königin sonst noch angedichtet hat, kann bei einem Eierstocke, bei einem Drüsenorgan, welches von ganz anderen Einflüssen in seiner Tätigkeit bestimmt wird, als von intelligenten Überlegungen und zielbewussten Berechnungen, sicher keine Rede mehr sein. Anstatt eines menschenähnlichen Staatsgebildes erscheint uns im Bien ein

zeugerisch tätiger Organismus, an dem alle seine Glieder beteiligt sind und dessen Gesamtleistung hingerichtet ist auf die Erhaltung und Fortpflanzung seines Wesens und seiner Art.

Nunmehr dürfte es uns auch schon keine grossen Schwierigkeiten mehr bereiten, das Wesen und die Bedeutung der übrigen organischen Glieder des Biens richtig aufzufassen und befriedigend zu erklären auf Grund unserer organischen Gesamtauffassung des Biens als eines zeugerisch tätigen Organismus zum Zwecke seiner Erhaltung und Fortpflanzung, und zunächst die sog. Arbeitsbienen als organische Teile in das Ganze des Biens an richtiger Stelle einzufügen.

Kurz gesagt: Die Gesamtmasse der sogenannten Arbeitsbienen ist der Träger der Nährorgane, man könnte daher die Arbeitsbienen auch den Magen des Biens nennen.

Hierzu berechtigt uns zunächst wiederum die anatomische Beschaffenheit der Arbeitsbiene. Sie entstammen derselben Eigattung wie die Königin, befruchteten Eiern, aber bei ihnen ist der Eierstock in der Entwickelung zurückgeblieben und wird schliesslich ganz verkrüppelt, dagegen sind sämtliche mit der Ernährung und Verdauung in Beziehung stehenden Organe, der Rüssel, die Pollentaschen, die Honigblase, der Chylusmagen, die verschiedenen Speicheldrüsensysteme, die Wachsdrüsen, bis zur vollen Höhe der Funktionsfähigkeit entwickelt. Das zeigt uns schon, dass diese sog. Arbeitsbienen viel eher den Namen „Nährorgan" verdienten, denn alle ihre Tätigkeiten sind auch weiblich-geschlechtlich charakterisiert, nur nach einer anderen und zwar ergänzenden Seite hin, wie bei der Königin. Stellen wir die sogenannte Königin und die sogenannten Arbeitsbienen vergleichsweise nebeneinander, so können wir sagen: Die Königin ist das weibliche Tier hinsichtlich der Eierproduktion ohne die Fähigkeit des Brütens und Ernährens der Nachkommenschaft, die Arbeitsbienen sind die andere Seite des weiblichen Tiers nach der Richtung der Erbrütung und Ernährung der Nachkommenschaft, ohne die Fähigkeit, die Lebenskeime selbst zu erzeugen, beide, Königin und Arbeitsbienen sind daher gleicherweise weibliche Wesen, stellen erst zusammen das Weibchen des Biens dar. Am besten kann man sich diese eigenartige Teilung des weiblichen Wesens auf verschiedene Träger von Organen erklärlich machen durch Vergleichen dieser Tatsache mit den auffälligen Erscheinungen im Leben des Kuckucks. Dieser Vogel hat ja auch nur noch die Fähigkeit der Eierstocksfunktion sich bewahrt, während er die Fähigkeit des Nestbaues und die Kropffunktion nicht besitzt, infolgedessen er seine Eier in fremde Nester legt und seine Jungen durch Pflegeeltern erziehen lässt.

Nachweislich stellen nun sämtliche Arbeitsbienen von der jüngsten Brutbiene bis zur ältesten Flug- oder Trachtbiene eine ununterbrochene Kette dar, deren sämtliche Glieder an der Sammlung und Verwandlung der Rohstoffe der Nahrung in Bienenblut, also im letzten Grunde an der allgemeinen Ernährung des Biens und aller seiner Glieder beteiligt sind. Jede einzelne Biene in dieser Nährbienenkette durchläuft mit zunehmendem Alter eine Entwickelung, von der Ernährung der Königin beginnend bis zur alten, abgearbeiteten Flugbiene, die nur noch Kohlenhydrate, Nektar, sammeln kann, da das zum Sammeln von Pollenstaub nötige Haarkleid

mit der Zeit abgenutzt wird. Chemisch-physiologisch betrachtet, durchläuft sie eine Linie, deren Ausgangspunkt durch höchsten Eiweissbedarf bei verhältnismässig geringem Kohlenhydrat- (Zucker-) bedarf, deren Endpunkt durch höchsten Kohlenhydratbedarf bei geringstem Eiweissbedarf gekennzeichnet ist, eine chemisch-physiologische Entwickelungslinie, welche uns in der ganzen organischen Welt entgegentritt, in welcher mit der Jugend Eiweissbedarf, mit dem Alter Kohlenhydratbedarf verbunden erscheint.

Hochinteressant ist es nun, zu verfolgen, wie jede Biene von der Geburt bis zum Tode unbewusst, unbeabsichtigt, so ganz von selbst nach dem Rezept „man glaubt zu schieben und wird geschoben", diese Entwickelungslinie durchläuft, wie darauf die anscheinend so wunderbare Arbeitsteilung nicht nur bei der Ernährung des Biens, sondern bei aller seiner Tätigkeit beruht und uns diese Tatsache vollständig erklärlich wird und wie uns schliesslich das ganze innere Getriebe des Bienenstaates durchsichtig wird, ohne dass wir nötig haben, auch nur ein Atom Bienenintelligenz zu Hilfe zu nehmen, ja, Wunder über Wunder, wir werden sogar merken, dass jedes Hineintragen von Intelligenz in diese eigenartigen Vorgänge sofort die ganzen Vorgänge unerklärlich macht.

Eine vom Verfasser zuerst erkannte und dargestellte[1]) Ordnung in der Eierlage der Königin und darum in dem ganzen Brutnest des Biens, die wir hier nicht erörtern können, bringt es mit sich, dass stets die jüngsten Bienen dicht neben der auf dem Eierlegegange befindlichen Königin ausschlüpfen, sodass jüngste Bienen und Eierstock stets naturgesetzlich und darum naturnotwendig von selbst zusammenkommen. Nun erhalten aber die jüngsten Bienen als die letzten Ausläufer der Nährbienenkette von den älteren Gliedern dieser Kette den Überschuss an Futtersaft, den die alten Glieder für sich nicht mehr brauchen konnten, und zwar in völlig vorverdautem Zustande (Bienenblut) als Nahrung zugeführt. Wo diese jüngsten Glieder sich bei der Geburt und kurz darauf im Brutnest befinden, da gibt es keine jungen Brutmaden oder sonstige Bienenglieder, die den jüngsten Bienen den Überschuss der ihnen von obenher zuströmenden Nährstoffe abnehmen könnten, da ist als einziger Konsument nur die Königin, d. i. der Eierstock vorhanden! So bringen wir hier den oben in Aussicht gestellten Nachweis, wie es kommt, dass zuletzt aller Nährstoffüberfluss aus dem ganzen Bien bei der Königin ankommt und von ihr in Eier verwandelt wird. — Die Königin nimmt nun einer Anzahl junger Bienen den Überschuss von Futtersaft (Bienenblut) ab und lässt diese dann hinter sich zurück an ihrer Geburtsstätte, während bei ihrer weiteren Bewegung sich neue, junge, nährbegierige, futtersaftstrotzende Bienlein an sie herandrängen. Die nun schon älter gewordenen früheren königlichen Nährbienen suchen nun ihren Überschuss an diese jetzt jüngsten Glieder loszuwerden und diese wieder an die Königin. Dabei aber tritt infolge ihres regen, jugendlichen Stoffwechsels bei ihnen eine hohe Wärmeproduktion ein, aus königlichen Nährbienen werden sie zunächst Wärmebienen oder Brütebienen; siehe da, solche Bienen, welche die von

---

1) J. Gerstung, Grundgesetz der Brut- und Volksentwickelung des Biens. 6. Aufl.

der Königin zurückgelassenen Eier benötigen, wenn sie ausschlüpfen sollen! In der Wärmeproduktion werden zumeist Kohlehydrate aus dem Blute der jungen Bienen verbraucht, dadurch aber treten die Eiweissstoffe, welche keine oder nicht genügende Abnehmer finden, unter Spannung und die Wärmebiene verwandelt sich so naturgemäss in eine Nährbiene, welche zunächst eiweissreichen, völlig vorverdauten Nährstoff in Überfluss produziert, und sobald sie das tut, ist auch aus dem Ei in der Zelle eine kleine Made ausgeschlüpft, welche gerade solchen Futtersaft zu ihrer Nahrung bedarf. Und so entwickelt sich fortschreitend mit dem Wachstum der Made die Brutbiene und umgekehrt, und wenn sich die Made einspinnt und darum keine Nahrung mehr aufnimmt, treten die Überschüsse in Gestalt von Fettstoffen aus dem Blutstrom der Bienen in die Wachsdrüsen ein, die Biene wird zur Baubiene, verdeckelt die Made, baut bei hohem Stande der Entwickelung auch neue Zellen, vom Eiweiss geht die Entwickelung zur Kohlehydratrichtung über, bis die Biene zuletzt als Trachtbiene auf dem Felde der Arbeit draussen in irgend einer Blüte einen süssen oder, vom Sturm darniedergeschlagen, einen herben Tod findet.

In diese anscheinend so wunderbare, und bei näherem Zusehen chemisch, physiologisch und biologisch so befriedigend und leicht zu erklärenden inneren Ordnungen des Bienenstaates fügen sich nun alle tatsächlich auftretenden Tätigkeiten und Erscheinungen des Bienenlebens ganz zwanglos ein und die bis dahin so angestaunte und für unerklärlich gehaltene Arbeitsteilung im Bien löst sich auf in eine Stufenfolge von Tätigkeiten, welche als die naturgemässen und naturnotwendigen Folgen von veränderten körperlichen Zuständen der einzelnen Bienen sich von selbst ergeben und welche mit dem Altern der Bienen innig zusammenhängen. Dabei braucht keine Biene erst den rechten Ort für ihre Tätigkeiten aufzusuchen, oder die richtigen und notwendigen Tätigkeiten freiwillig auszuwählen, sie wird ja da geboren, wo sie nach der Lebensordnung des Biens hingehört und findet da auch die Arbeitsgelegenheiten, die sie entsprechend ihrer fortschreitenden Entwicklung braucht. S o k o m m t t a t s ä c h l i c h i m B i e n a u f a l l e n P u n k t e n B e d ü r f n i s u n d M ö g l i c h k e i t, j a N o t w e n d i g k e i t d e r B e f r i e d i g u n g n a t u r g e s e t z l i c h z u s a m m e n und daraus erklärt sich allein die sonst so wunderbare Tatsache, dass obgleich die Bedürfnisse im Bien so verschieden sind als es Glieder in ihm gibt, doch zuletzt alle vollauf befriedigend, ja vollkommen erfüllt werden und dadurch zugleich jedes Glied die Arbeit verrichten kann, zu der es jeweilig durch seinen körperlichen Zustand befähigt ist.

Ich muss es mir aus Rücksicht auf den Raum versagen, den Nachweis durchzuführen, dass auch die vom ganzen Bien getragenen Triebformen, der Bautrieb, der Drohnentrieb, der Schwarmtrieb sich auf chemisch-physiologischer Grundlage allein und völlig befriedigend erklären, auch dürfte ja das Gebotene genügen, um zu zeigen, wie der Bien organisiert ist und wie seine Lebenserscheinungen sich begreifen lassen.

Nur eins dürfen wir nicht unterlassen, nämlich die Schlussfolgerungen zu ziehen, welche sich aus unserer neuen, sogenannten organischen Betrachtungsweise des Biens ergeben.

Versuchen wir doch einmal, irgendwo in dieses freilich überaus wunderbare naturgesetzliche Gefüge des Biens die einst als so unerlässlich für die Erklärung des Biens und seiner Lebenserscheinungen und Tätigkeiten gehaltene Intelligenz, menschenähnliche oder gar übermenschliche, einzuschalten, sei es in die Tätigkeitsformen der Königinnen oder der Arbeitsbienen, wir werden uns jetzt eingestehen müssen, dass dieser Versuch im besten Falle alles das, was wir soeben tatsächlich auf naturgesetzlicher Unterlage bis zur denkbar grössten Wahrscheinlichkeit erklärt haben, sofort unerklärlich macht.

Wir haben es beim Bien zu tun mit einer Lebenseinheit, welche besteht durch das harmonisch-zweckmässige Zusammenwirken aller seiner Glieder, und bei welcher jedes Glied das Ganze als Ursprung und Träger vorraussetzt, mit einer Lebenseinheit, die sich jedoch nur so lange aufrecht erhalten lässt, als es keinem der Glieder infolge intelligenter Überlegungen, Berechnungen oder Willensregungen beifällt, etwas anderes zu tun, als das ihm mit naturgesetzlicher Notwendigkeit Verordnete, d. h. mit anderen Worten, so lange es auf den Gebrauch irgend welcher eigener Intelligenz vollständig und jederzeit verzichtet.

Und nun stehen wir schliesslich dennoch vor einer hochinteressanten Entscheidungsfrage: Wie kam es denn, dass die materialistisch-atheistischen Naturforscher des vorigen Jahrhunderts glaubten, den Bienen eine menschenähnliche, ja übermenschliche Intelligenz zusprechen zu müssen, um deren staunenswerte Leistungen zu erklären? Es kam offenbar daher, dass selbst diese materialistischen Atheisten sich mehr oder weniger dessen bewusst waren, dass solche Leistungen, wie sie uns der Bien vor Augen stellt, nimmermehr nur aus dem blinden Spiel von Stoff und Kraft, nimmermehr nur aus sinnlos waltenden Kräften und Naturgesetzen erklärt werden können, dass zu deren Erklärung unter allen Umständen eine zwecksetzende, zweckverfolgende, planvoll wirkende, weitausschauend berechnende Intelligenz unumgänglich nötig ist. Da ihnen der Gottesglaube, der Glaube an eine absolute Weltintelligenz, die alle Naturgesetze und mit ihnen auch das blinde Spiel und den Kreislauf von Stoff und Kraft, ihren hohen Zwecken mit naturgesetzlich zwingender Notwendigkeit dienstbar macht, verloren gegangen war, sie auch diese Bienenleistungen nicht als ein Produkt der natürlichen Zuchtwahl oder menschlichen Beeinflussung durch Domestikation und Dressur, oder aus sonstigen Ursachen erklären konnten, welche als Quellen der Intelligenz betrachtet werden könnten, so blieb ihnen nichts anderes übrig als mit tollkühnem Wagemut den Bienen selbst diese hohe Intelligenz zuzusprechen.

Wir haben den Nachweis geführt, dass im Bien selbst von dieser ihm angedichteten Intelligenz absolut nichts zu finden ist. Da aber weder die materialistisch-atheistischen Naturforscher noch wir den Bien, seine wunderbaren Funktionen, seine grossartigen Leistungen nur aus dem blinden Spiel der blinden Naturgesetze unter Ausschluss jeder Intelligenz erklären können, so bleibt jenen wie uns nichts anderes übrig, als unsere Zuflucht zu der einzigen Quelle der absoluten Intelligenz zu nehmen, die wir bis dahin Gott zu nennen pflegten. Was wir aus unserer organischen Auffassung des Biens noch mehr für den Ausbau unserer Gotteserkenntnis

gewinnen können, als die soeben gezeigte formale Notwendigkeit des Gottesglaubens, um eine Quelle der Weltintelligenz zu haben, das nachzuweisen und auszuführen behalten wir uns für eine spätere Arbeit, so Gott will, vor. Uns genügt es heute, die Erörterung so weit zu führen, dass ihr Gipfel zur Wurzel des Gottesglaubens wurde. F. Gerstung.

Anmerkung. Den interessanten Erörterungen des Herrn Verfassers möchte ich nur noch kurz einige Bemerkungen anfügen, nämlich darauf hinweisen, wie sehr sich diese organische Auffassung des Bienenstaats in unsere Betrachtung des Weltalls als „göttliches Gewebe" (S. 169) fügt. In der Tat ist der Bien ein grosses Individuum in dem dort angeführten Sinne; allein ich möchte doch davor warnen, dass man dabei den Wert der Einzelbiene als Individuum niederer Ordnung doch nicht zu gering anschlägt. Ihre Einseitigkeit haben die Bienen doch erst auf dem Wege der Entwicklung erlangt. In dieser Hinsicht stimme ich vielleicht mit dem Herrn Verfasser nicht ganz überein, um so mehr aber in der organischen Auffassung des ganzen Biens, die mir geradezu vorbildlich erscheint für die Auffassung des Weltalls als Ganzes.

Bienenfreunden möchte ich an dieser Stelle die einschlägigen Werke des Verfassers empfehlen, z. B. „der Bien und seine Zucht" (3,20 Mk.), „Mehrings Einwesensystem" (1,10 Mk.), „Immenleben, Imkerlust" (3 Mk.), „Grundgesetz der Brut- und Volksentwicklung des Biens" 6. Aufl. (1 Mk.), „Wahrheit und Dichtung über die innersten Lebensvorgänge des Biens" 3. Aufl. (0,65 Mk.). Vor allem aber sei auf sein „Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters" (1,10 M.) hingewiesen, dasselbe ist ein sehr beachtenswerter apologetischer Versuch „göttliche und natürliche Weltauffassung" zu versöhnen. — D. H.



Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst.

Jean Paul Friedrich Richter, 1763—1825, der ehemals vielgelesene humoristische Romanschreiber:

„Was tröstet uns? — Ein verschleiertes Auge hinter der Zeit, ein unendliches Herz hinter der Welt. Es gibt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir erweisen können — es gibt eine Vorsehung in der Weltgeschichte und in eines jeden Leben, welche die Vernunft aus Kühnheit leugnet und die das Herz aus Kühnheit glaubt — es muss eine Vorsehung geben, die nach andern Regeln, als wir bisher zum grunde legten, diese verwirrte Erde verknüpft als Tochterland mit einer höheren Stadt Gottes — es muss einen Gott — eine Tugend und eine Ewigkeit geben." (Hesperus, Seite 414.)

J. von Liebig, 1803—1873, berühmter Chemiker (s. Heft 5).

Die Welt ist die Geschichte der Allmacht und Weisheit eines unendlich höheren Wesens. Die Kenntnis der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Grösse des Schöpfers; sie liefert uns die rechten Anschauungsmittel der Majestät Gottes. Ohne Kenntnis der Naturgesetze und Naturerscheinungen scheitert der menschliche Geist in dem Versuche, sich eine Vorstellung über die Grösse und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu machen. Denn alles, was die reichste Phantasie und höchste Geistesbildung zu ersinnen vermag, erscheint gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine bunte, schillernde Seifenblase.

Wolfgang von Goethe, 1749—1832.

„Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit." (Eckermann, Gespräche mit Goethe. Reclam. Band 3, Seite 263.)

Der plattdeutsche Schriftsteller Fr. Reuter, 1810—1874.

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht aus,
Bei dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist dein Haus!

Fritz Reuters Grabschrift, von ihm selbst seiner Frau diktiert.

Abr. Lincoln, 1809—1865, berühmter nordamerikanischer Staatsmann:

„Ich weiss, dass ein Gott ist und einer, der die Ungerechtigkeit und das Unrecht der Sklaverei hasst. Ich sehe den Sturm kommen und weiss, dass Gottes Hand dabei im Spiele ist. Wenn er einen Platz und eine Arbeit für mich hat, wie ich es glaube, dann gedenke ich dafür bereit zu sein! Ich bin nichts, die Wahrheit ist alles! Ich weiss, dass ich auf dem Rechten bin, weil ich weiss, dass die Freiheit recht ist, denn Christus lehrt sie und Christus ist Gott. Ich habe jenen gesagt, dass ein Haus nicht bestehen kann, welches in sich selbst uneins ist, und dass Christus und die Vernunft dasselbe aussagen, und dass sie es so finden werden."

„Alles, was mir so aussieht, als ob es Gottes Wille ist, das will ich tun."



In Bremen ist im April ein Kongress gegen den Alkoholismus abgehalten worden, der religiös neutral sein sollte, den aber die radikalen Elemente zu Skandalszenen ausnutzten und auf dem der bekannte Psychologe und Ameisenforscher Prof. Dr. Forel es sich nicht nehmen liess, die christlichen Gefühle zu verletzen. Wir berichten S. 237 über seine psychologischen Anschauungen. Nach denselben kann man sich über das, was er auf jenem Kongress sagte, nicht wundern. Wundern aber muss man sich, dass er es auf jenem Kongress gerade an den Mann zu bringen suchte. In sozialdemokratischer Denk- und Redeweise, nervös, gereizt, agitatorisch, ohne Mass und Ruhe, verspottete er (nach dem Bremer Kirchenblatt) die Jenseits-Hoffnung und entpuppte sich als Affengläubiger. Was dies mit dem Alkoholismus zu tun hat, ist schwer einzusehen, andererseits würden die Alkoholiker solchem nur an das Diesseits glaubenden Gegner mit Recht zurufen können: lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Womit Forel diese Logik entwaffnen will, ist unklar, über Phrasen möchte er dabei wohl kaum hinaus-

kommen. Was im Übrigen aus dieser neuen Illustration zu dem Kapitel religiöser Duldsamkeit seitens der Herren Materialisten (denn das ist nun Forel doch trotz aller schönen Worte, s. unten) herauskommt, das zeigt der Wunsch der sozialdemokratischen „Bürger-Zeitung": die von Forel veranlassten Vorkommnisse möchten die moralisierenden Elemente und frommen Traktätchen-Verteiler treiben, hinfort dem Kongress fernzubleiben. Das zu erreichen wird ja auch wohl des Pudels Kern gewesen sein.

* * *

In Sachen des elsässischen Pfarrers, der in Nordhausen einen völlig materialistischen Glauben ohne jedes Christentum bekundete, muss ich nochmals das Wort ergreifen. Ich hatte ihm, entsprechend meiner Gewohnheit, offen und ehrlich meinen Artikel in Nr. 5 gesandt. Daraufhin erhielt ich folgende offene Postkarte: „P. P. Es waren einmal Schulmeister, die setzten sich aufs hohe Ross, meinten, sie seien allein weise, sassen hochmütig auf Stühlen der Richter, eklige Denunzianten bei der römischen Obrigkeit, schwere Lasten banden sie und legten sie ihren Brüdern auf — vgl. Matth. 23. Es war ein Mann hochherzig, gütig, voll tiefer inniger Liebe zu seinen Brüdern. Diese schulmeisternden, weisheitsdünkelhaften Menschen hasste er! Matth. 23. Er sprach zu ihnen u. a. Matth. 23, 13 u. s. w. Er sprach auch Luc. 6, 41 und 42. Es war noch ein Mann, der aus Liebe zu den Brüdern herum reiste in der ganzen Welt, eine neue Lehre verkündend. Den verketzerten viele. Da schrieb er Röm. 14, 4 und 10.

„Das Studium dieser Stellen — rechtes festes Studium, nicht ein leichtes Daranherumriechen, wie das bei gewissen Schulmeistern zu sein pfleget — empfiehlt dem Richter in „Glauben und Wissen" mit den besten Wünschen für den Fortschritt wahrer Apologetik

der Pfarrer aus dem Elsass."

Hierauf antwortete ich mit geschlossenem Brief folgendes:

Herrn Pfarrer Felden in Dehlingen (Elsass) [1])

Falls es Ihnen mit Ihrer offenen Postkarte nicht nur auf Beschimpfung ankommt, sondern auch um die Wahrheit zu tun ist, ersuche ich Sie um den Nachweis, dass ich mich in meinem Artikel in Heft 5 meiner Zeitschrift über Sie hochmütig als Splitter-Richter gesetzt oder Sie verachtet habe, sonst bin ich gezwungen anzunehmen, dass „der Pfarrer aus dem Elsass" ebensowenig Logik besitzt wie Takt. Ergebenst

Dr. E. Dennert.

Auf diesen Brief hin hat „der Pfarrer aus dem Elsass" wohlweislich geschwiegen. Vielleicht hat er den Artikel noch einmal wirklich durchgelesen und nicht nur wie zuerst — wie heisst es doch so geschmackvoll auf seiner Postkarte! — daran herumgerochen und ist zu der Erkenntnis gekommen, wie wenig er ihn zuerst verstanden hatte, vielleicht auch nicht. Abgesehen von dieser Manier, erst zu beleidigen und dann nicht Rede zu stehen – ist die Postkarte doch auch sehr lehrreich, ist doch mit ihr eingetreten, was ich S. 157 schrieb, dass ich als Denunziant verketzert werden würde; allerdings diese taktlose Weise konnte ich nicht vorher wissen. Meinen Lesern, die jenen Aufsatz aufmerksam gelesen haben, brauche ich ja nicht erst zu sagen, dass mir nichts ferner gelegen hat, als über den Herrn „Pfarrer aus dem Elsass" zu Gericht zu sitzen, auf seine „Splitter" hinzuweisen oder ihn gar zu verachten. Aus meinen Worten geht für jeden Einsichtigen die offen ausgesprochene Meinung hervor, dass ein Mann, der Gott und die Materie identifiziert, durchaus ungeeignet ist, Pfarrer einer christlichen Gemeinschaft zu sein. Im Uebrigen mag der Herr, ich wiederhole es hier noch einmal, für wahr halten, was er will.

* * *

Eine überraschende Kunde kommt aus Australien. Dort sind sehr bemerkenswerte Höhlenfunde gemacht, die auf eine frühere, weit höhere Kulturstufe der Eingeborenen als die gegenwärtige, schliessen lassen. Der Distriktsinspektor im Eisenbahndepartement Milne entdeckte zwischen Ulladulla und Batemans-Bey an der Südküste von Neusüdwales ausgedehnte Höhlen, die auch den Eingeborenen bis dahin ganz unbekannt waren. Er fand darin u. a. 41 vorzüglich polierte Streitäxte und zahlreiche aus Stein gefertigte Werkzeuge, Messer und Speerspitzen. In einer anderen Höhle fand er drei Skelette, deren Knochenbau wesentlich von dem der jetzigen Schwarzen

1) Ich habe jetzt keinen Grund mehr den Namen zu verschweigen.

sich unterscheidet; die Wände waren zum Teil mit kunstvollen Zeichnungen bedeckt. — Alles dies zeigt, dass die jetzigen Australier, die doch so sehr niedrig stehen sollen, höherstehende Vorfahren hatten, dass sie also entartet sind; es stimmt dies wieder überein mit Gedanken, die wir in diesen Blättern schon mehrfach geäussert haben.

Ebenso wichtig ist eine andere Entdekung, die Prof. Klaatsch in Heidelberg gemacht hat, nämlich eine grosse Anzahl bearbeiteter Feuersteinstücke in unberührten Tertiärschichten. Es ist deshalb so bedeutungsvoll, weil damit der tertiäre Mensch erwiesen wäre. Aus dem Diluvium kennen wir ihn, aus der vorhergehenden (es wird behauptet mehr als 1/2 Million Jahre vorher!!) Periode des Tertiärs kennt man ihn noch nicht. Ein Ausschuss hat die Funde sorgfältig geprüft, und dieser hat durch den Konservator Krause am Berliner Völkermuseum einmütig erklärt, dass der grösste Teil der Feuersteinstücke unzweifelhaft von Menschenhand bearbeitet sei. Man hat Proben gemacht, ob sich durch Schlagen oder durch Drüken (mit dem bekannten Drükgerät der Eskimo) ähnliche sog. „Retouchen" herstellen lassen, und ist zu der Überzeugung gekommen, dass es von Menschenhand bearbeitete Stücke sind. Danach wird aber die Annahme, dass in dem letzten Abschnitt der sogenannten Tertiärzeit Menschen schon gelebt haben, wahrscheinlich.

Die Affenahnenschaft des Menschen gerät dadurch wieder in ein bedenkliches Wanken. Entweder ist es nicht wahr, dass die Erdperioden so sehr lange dauerten, wie man gewöhnlich berechnet hat, dann ist die Kontinuität zwischen dem mutmasslichen tertiären und dem diluvialen Menschen gerettet, oder aber jene lange Dauer ist Wahrheit, dann ist es nach descendenztheoretischen Erwägungen kaum begreiflich, dass schon im Tertiär echte Menschen lebten; sollen doch die Diluvialmenschen schon Anklänge an den Affencharakter gehabt haben. Das eine wie das andere muss manchen Dogmatikern der Descendenzlehre recht unangenehm sein.

* * *

Nach dem „Wahrheitszeugen" (Nr. 17) gibt es eben in Deutschland 30 669 Baptisten, mit Schweiz, Österreich-Ungarn, Holland, Rumänien, Bulgarien und Südafrika 45 100. Die deutschen Gemeinden brachten 657 313 M. auf, alle zusammen 750 796 M., das macht in Deutschland pro Kopf im Durchschnitt fast 21 1/2 M. Wie viel mögen dagegen wohl die Gemeinden unserer Landeskirchen pro Kopf aufbringen?!

* * *

Aus dem „Spektator" entnehmen wir folgende Zahlen über die Ausbreitung des Islam in Ostindien. Im letzten Jahrzehnt wuchs seine Zahl von 57 1/3 auf 62 1/2 Mill., also um mehr als 5 Mill., die Buddhisten vermehrten sich von 7 1/8 auf fast 9 1/2 Mill. d. h. um 2 1/3 Mill., die Hindu nahmen dagegen ab von 207 731 000 auf 207 146 000; die christliche Bevölkerung stieg um 638 861, d. h. auf 2 923 241 Seelen. Diese Zahlen besagen also, dass sich die Christen um nahezu 1/3 ihrer Zahl, die Muhammedaner um weniger als 1/11, die Buddhisten um noch nicht 1/3 vermehrt haben. Das ist gewiss ein gutes Ergebnis für das mit so vielen Schwierigkeiten kämpfende Christentum. Andererseits ist die Zunahme des Islam doch immerhin auffallend, da er wie das Christentum eine fremde Religion ist. Man darf aber auch nicht vergessen, dass das Christentum ganz andere Anforderungen an den Menschen stellt als der Islam.

* * *

Wie der ersehnte sozialistische Zukunftsstaat die Religion als Privatsache behandeln würde, das ersieht man daraus, wie es eben in Frankreich hergeht; dort hat Fr. de Pressensé einen Gesetzentwurf mit folgenden Forderungen vorgebracht: Aufhebung jeder Besoldung der Geistlichen; denjenigen, die über 45 Jahre alt sind und 20 Dienstjahre haben, wird eine Lebenspension von höchstens 600 Franks gewährt. Der Staat und die Gemeinden legen Beschlag auf alle Güter, Mobilien und Immobilien, die den Kirchengemeinschaften gehören, wenn diese nicht beweisen können, dass sie diese Güter durch Legate ohne Mitwirkung des Staates oder der Gemeinden erhalten haben. Die Gebäude, Kirchen oder Pfarrhäuser werden entweder an bürgerliche Gesellschaften vermietet, die für den Unterhalt des Kultus gebildet sind, oder an andere Gesellschaften, die einen anderen Zweck verfolgen, z. B. Vortragsversammlungen oder bürgerliche Feste. Neubau der Kirchen ist streng verboten. Die Kultuspolizei betreffend wird bestimmt:

Strafe von 500 bis 5000 Franks für jeden Geistlichen, der die Regierung beschimpft, Strafe von 1000 bis 10 000 Franks für das Vorlesen eines Schriftstückes einer dritten Person, wodurch zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufgefordert wird (Hirtenbriefe, Synodalbeschlüsse). Was die Beaufsichtigung der gottesdienstlichen Versammlungen betrifft, so werden dieselben den übrigen öffentlichen Versammlungen gleichgestellt. Um zur Gewalttätigkeit noch den Hohn zu fügen, besimmt Pressensé, dass es jedermann freistehen soll, die geistliche Tracht anzulegen. Dieser Gesetzentwurf, den Pressensé der freidenkerischen Gruppe der Abgeordnetenkammer unterbreitete, wurde sofort auch von den Sozialisten angenommen und wird dem sozialistischen Kongress von Bordeaux zur Genehmigung vorgelegt werden. Auch im Übrigen geht es eben in dem freien Frankreich niedlich zu: An den Schulen sind 15964 Lehrpersonen — für niederen und höheren Unterricht (Mönche und Nonnen) — ausgewiesen, 1580 höhere und niedere Schulen sind geschlossen. Den 28 Predigerorden mit 3040 Mitgliedern hat man nach der Bekanntmachung des Gesetzes nur 14 Tage Zeit gewährt, um sich zu zerstreuen. Besonderen Orten sind verschiedene Ziele gesetzt; die Lehrer an höheren Schulen dürfen bis zum 21. Juli (Ende des Schuljahres) bleiben, ebenso Volksschullehrer, deren Schüler nicht sofort in öffentliche Schulen aufgenommen werden können; wo letzteres der Fall war, durften sie nur noch einen Monat im Amte bleiben. Die vor 20 Jahren unter dem Einfluss Paul Berts u. a. beim Beginn der Verstaatlichung der Schule verfassten Lehrbücher sind den jetzigen Machthabern noch viel zu religiös, weil einzelne noch von Seele und von Gott reden. Keines dieser Bücher soll bleiben. Die von Edgar Quinet gepriesene Laienmoral wird jetzt, obgleich Quinet noch vor kurzem gefeiert wurde, als eine Säkularisation der religiösen Moral, als eine reduzierte Bibel unter neutraler Decke verunglimpft. Kein Religionsdiener irgend einer Religion darf in irgend ein Spital oder Gefängnis eintreten, ohne von dem Kranken oder Gefangenen begehrt zu sein. Die Religionsdiener dürfen sich nur mit denjenigen, die sie gerufen haben, unterhalten und in den Sälen kein Gebet sprechen noch irgend eine gottesdienstliche Handlung vornehmen, ausser dem Sterbesakrament mit unrettbar verlorenen Kranken. Katholische Geistliche dürfen nicht mehr wie bisher in den Spitälern wohnen, und nur solche Schiffe, die in den Krieg ausziehen, dürfen Geistliche mit sich führen.

Es ist doch etwas Schönes um die Freiheit und Duldsamkeit des Atheismus! — Inzwischen hat auch die deutsche Sozialdemokratie beim christlichen Osterfest wieder einmal Gelegenheit gehabt, den Satz von der Religion als Privatsache auszulegen: die „Leipziger Volkszeitung" führt in ihrem Osterartikel vom 11. April, überschrieben: „Das metaphysische Bedürfnis", aus, dass der „wissenschaftliche Sozialismus" mit jeder Religion unvereinbar sei und darauf ausgehe, die Religion und im besonderen das Christentum zu beseitigen. Sie behauptet: „die sozialistische Weltanschauung" hat hier die letzten Zweifel gelöst und damit jedes metaphysische Bedürfnis beseitigt. Ein Proletarier, der solch Bedürfnis noch empfindet, beweist dadurch nichts weiter, als dass sein Klassenbewusstsein noch nicht die volle Durchsichtigkeit und Reife erlangt hat. Das wirft auf den Einzelnen nicht den geringsten Schatten, wenn er sonst treu zu seiner Klasse steht; in diesem Sinne erklärt unser Parteiprogramm die Religion zur Privatsache. Aber der modernen Arbeiterbewegung wieder ein metaphysisches Bedürfnis einimpfen zu wollen, läuft auf nichts anderes hinaus, als auf den Versuch, sie von der historischen Entwickelungsstufe herabzuwerfen, die sie bereits erreicht hat. So wenig die sozialistische Weltanschauung eine Religion ist, so sehr besitzt sie eine höhere (!) sittliche (!) Kraft, als je eine Religion besessen hat." An einer anderen Stelle dieses Artikels heisst es: „Weder ist je ein Menschensohn aus Nazareth ausgezogen, eine geistige Welt zu erobern, noch haben die besten Vertreter der Menschheit, die nach ihm gekommen sind, an dem Feuerbrand seines Genius die Glut ihrer Herzen entzündet." Weiterhin leistet sich dann das Blatt noch folgendes: „Gesetzt, der Zimmermannssohn von Nazareth hätte je gelebt und, so gelebt, wie die Evangelien von ihm berichten, wie oft schon und wie weit ist dies Leben von dem Leben Tausender und Abertausender moderner Proletarier an Aufopferung (!) Menschenliebe (!!) Uneigennützigkeit (!!!) Todesverachtung (!!!!) übertroffen worden!" — Solche alten Ladenhüter und Märchen wie die, dass Christus überhaupt nicht gelebt hat, lässt

sich die Arbeiterschaft von ihren Zeitungen vorsetzen und fühlt sich dann gehoben in dem stolzen Bewusstsein, auch zum „wissenschaftlichen Sozialismus“ zu gehören und in ihm eine höhere sittliche Kraft zu besitzen als je ein Christ!

Ihr armen Menschen, wie werdet Ihr einmal aus Eurem Irrtum aufschrecken, wenn die Hüllen dieses Lebens vor Euren Augen zusammenfallen! E. Dennert.



Notizen.

In der letzten Februarnummer des „Independent“ trägt der berühmte Mitarbeiter Darwins, Alfred Russel Wallace, über die „Stellung des Menschen im Weltall“ neue, eigenartige Auffassungen vor, die für die christliche Weltanschauung überraschende Aussichten eröffnen. Auf Grund der modernen astronomischen Entdeckungen widerlegt er die Meinung, dass die Sternenwelt endlos und unbegrenzt sei und erörtert dann die Verteilung der Sterne im Weltenraum und die Bewegung verschiedener Sonnensysteme. Dabei trete eine höchst eigenartige Stellung der Erde hervor. In dem Mittelpunkt jenes Sternengürtels, den wir als Milchstrasse bezeichnen, befinde sich unser Sonnensystem; sein Mittelpunkt decke sich mit jenem; unser Sonnensystem nehme eine zentrale Stellung im Weltenraume und innerhalb der Milchstrasse ein; es liege, wenn auch nicht mathematisch genau, doch von allen bekannten Systemen dem Mittelpunkt des Weltalls am nächsten. Innerhalb unseres Sonnensystems aber habe die Erde die günstigste Stellung für ihre Brauchbarkeit zur Lebenserzeugung. Denn 1. hat sie die richtige Entfernung von der Sonne, um eine warme Bodentemperatur zu erzeugen und Wasser verdunsten zu lassen. 2. hat sie eine hinreichend grosse und dichte Atmosphäre, um Wolkenbildung und Wechsel der Jahreszeiten zu gewährleisten, was z. B. schon beim Mars unmöglich ist. 3. ist bei der Erde das richtige Verhältnis vom Wasser zum Festland auffallend. 4. ist die ungeheure Tiefe der Ozeane wichtig für die Sicherung einer gleichmässigen Temperatur. 5. besitzt die Erde eine atmosphärische Staubschicht, die zur Regenbildung beiträgt und so den Fortbestand des organischen Lebens ermöglicht. Diese ausserordentlich günsigen Lebensbedingungen der Erde seien „alle das Ergebnis einer allerfeinsten Abwägung der Kräfte“ und gäben denjenigen Denkern, die das Weltall als die Offenbarung eines lebendigen Geistes betrachten, das Recht zu der Meinung, dass die lebendige Entwicklung lebendiger Seelen einen hinreichenden Grund darstelle, weswegen das Weltall ins Dasein gerufen wurde. Wir wären dann berechtigt, uns selbst als einziges und genügendes Ergebnis des Weltalls zu betrachten, weil dieses Ergebnis eben nur im Mittelpunkt des Weltalls erreicht werden konnte. Der Gedanke, dass Gott diese unscheinbare Erde zum Schauplatz seiner besonderen Offenbarung erwählt haben sollte, würde damit für viele sein Anstössiges verlieren.

Mit diesen Ansichten stellt sich Wallace, der bekanntlich zu gleicher Zeit mit Darwin das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl erfand, natürlich in sehr scharfen Gegensatz zu seinen materialistischen Mit-Darwinianern. H. Werner.

In Sachen „des berechtigten Kerns des Spiritismus“ ist mir folgende Entgegnung zugegangen: In Nr. 4 von „Glauben und Wissen“ ist ein Artikel erschienen: „Der berechtigte Kern des Spiritismus“. Unterzeichneter kann ihn nicht unwidersprochen lassen, zumal jener Artikel leider gerade der erste in diesen Blättern über die Frage des Spiritismus war. Er schliesst mit einer Empfehlung des Spiritismus als „Führers zur Vertiefung christlicher Erkenntnis in den letzten Dingen.“ Aber nichts ist hierzu weniger geeignet als der Spiritismus. Ein Offenbarungsspiritismus ist ohne weiteres zu verwerfen und wird tatsächlich auch von besonnenen Vertretern des Okkultismus (vgl. z. B. „die Übersinnliche Welt“ 1901, 1902, 1903) verworfen. Um so unbegreiflicher ist, wie der Verfasser des Artikels den Spiritismus als „Führer zur Vertiefung christlicher Erkenntnis in den letzten Dingen“ empfehlen kann, oder vielmehr be-

greiflich nur, wenn er die hauptsächliche spiritistische Literatur gar nicht kennt. So weit wir Belehrung in den letzten Dingen nötig haben, ist sie uns in wahrhaft befreiender und grossartiger Weise im Neuen Testament gegeben.

Wenn Verfasser weiter sagt, der Spiritismus mache „mit dem Auferstehungsglauben Ernst“ u. s. f., so ist das nicht richtig. Von dem christlichen Auferstehungsbegriff ist beim gewöhnlichen Spiritismus gar nicht die Rede und kann es nicht sein. Seine Erscheinungen und Wirkungen sollen ja von Geistern ausgehen, die sich im Zustand zwischen Tod und Auferstehung befinden. Was soll also dadurch für die Auferstehung bewiesen sein? Aber Verfasser unterscheidet ebensowenig genau, wie die spiritistischen Begriffe, auch die neutestamentlichen. Auferstehungsglaube und spiritistischer Glaube an ein Fortexistieren der Seele mit oder ohne Astralleib u. dgl. sind etwas total Verschiedenes. Auch dürfen die Begriffe des Lebens im Zwischenzustand und des ewigen Lebens nicht ohne weiteres identifiziert werden, ebensowenig wie „Anbruch der Ewigkeit“ für den Einzelnen und „jüngster Tag“.

Verfasser ist Anhänger der Apokatastasis (allg. Wiederbringung) einer Lehre, die seinem Herzen alle Ehre macht. Aber die Apokatastasis fordert nicht den Spiritismus und wird durch ihn nicht gestützt. Selbst wenn die Seelen sich drüben weiter entwickeln sollten, haben sie dazu doch wohl keineswegs Klopftöne, Levitationen, halbe oder ganze Materialisationen, hörbare Küsse, fade Worte, oder doch Worte, die weder sittlich noch erkenntnistheoretisch etwas Neues bieten, Apporte u. dgl. in unserer Welt zu wirken nötig. Und wenn sie nur als „dienstbare Geister“ sich weiter entwickeln können, so ist damit noch gar nicht gesagt, dass dieser Dienst gerade an den noch Lebenden stattfinden müsse. Überdies denkt das Neue Testament ganz anders über die Sache. Keinenfalls aber fordert die Vorliebe für Apokatastasis Begünstigung des Spiritismus.

Ganz entschieden zurückzuweisen sind endlich die Aufstellungen des Verf. über das Fegfeuer. Fegfeuer und Apokatastasis haben so wenig mit einander gemein, dass die kath. Fegfeuerlehre vielmehr die Apokatastasis direkt ausschliesst. Denn ins Fegfeuer kommen nur die Seelen, denen die Seligkeit gewiss ist, die andern aber verfallen hoffnungslosen Höllenstrafen. Zudem ist das Fegfeuer gar kein Ort sittlicher Weiterentwicklung. Wie dürfte man sonst versuchen diese kostbare Zeit der Entwicklung mit allen nur möglichen Mitteln abzukürzen? „Das Fegefeuer ist keine Heil- oder Besserungsanstalt, sondern ein Strafort, wo die Seelen die Schuld bezahlen müssen, welche sie wegen ihrer Verletzung der göttlichen Majestät abzutragen haben.“ (Tappehorn, Das Fegefeuer.) Diese Lehre beruht auf einer falschen Scheidung von Sündenvergebung und büssender Genugtuung, beeinträchtigt die Ehre Christi, verwirrt die Lehre von den letzten Dingen. Die Reformatoren haben sie darum mit vollem Recht abgelehnt. Auch ist schwer zu verstehen, worin die Form und sittliche Wirkung der Fegfeuerlehre zur Zeit der Reformatoren von der heutigen so sehr verschieden sein sollen; vgl. z. B. Des Fegfeuers Schlüssel und Schild, Paderborn. 364 S. 1 Mk. 40 Pf. u. a. ähnliche Werke. Auf weiteres einzugehen verzichte ich, mit einer Arbeit über Spiritismus andern Orts beschäftigt, an dieser Stelle, muss aber nochmals der Überzeugung Ausdruck geben, dass es keinen schlechteren „Führer zur Vertiefung christlicher Erkenntnis in den letzten Dingen“ gibt, als den Spiritismus.

Stuttgart. Theod. Traub.

Ich will Herrn Dr. Franke nicht mit seiner etwaigen Antwort vorgreifen, muss aber selbst doch das Wort dazu nehmen, weil mir der Herr Einsender der Entgegnung einen Vorwurf aus der Aufnahme macht und die Sache für ein Ärgernis erklärt. Ich habe gerade bei diesem Artikel meine abweichende Meinung gleich von vornherein zum Ausdruck gebracht, glaubte aber im übrigen bei meinen Lesern so viel Weitherzigkeit voraussetzen zu können, dass sie auch einmal eine abweichende Ansicht vertragen könnten. Der Artikel erklärt scharf seine Gegnerschaft gegen den vulgären Spiritismus; aber er glaubt, dass eine derartige, weite Kreise ergreifende Bewegung auch einen gewissen berechtigten Kern haben muss, diesen findet er nach dem Werk der Gräfin Karadja in den beiden Gedanken, dass die Entschlafenen uns allenthalben umgeben und dass

eine Weiterentwicklung nach dem Tode stattfindet. Dr. F. spricht dabei ausdrücklich von dem Spiritismus Karadjas und nicht von dem vulgären. Diese Einseitigkeit kann man ihm vielleicht zum Vorwurf machen. Im Übrigen aber scheinen mir seine Gedanken auch heute noch nicht Grund zu Ärgernis zu bieten, zumal Dr. F. sich mit dem ganzen Spiritismus, mit seinen verschiedenartigen Kundgebungen u. s. w. durchaus nicht identifiziert.

Dass man es nicht allen recht machen kann, ist ja eine alte Sache, es ist mir das aber hier auch einmal wieder recht klar geworden; denn von einer Seite wurde mir geschrieben, der Artikel träfe gerade das rechte; aber eine edle und streng christliche, dem Spiritismus nahestehende Dame war gar nicht mit ihm zufrieden. Ein positiver Theologe wieder fand gar nichts Schlimmes an dem Artikel.

Im Übrigen ist mir diese Sache ein willkommener Anlass der Spiritismusfrage in unsrer Zeitschrift demnächst eingehend näher zu treten. Ich verweise vor der Hand auch auf die Bücherbesprechungen auf S. 238 und auf die Bibliothek. E. Dennert.



I. Zeitschriften.

Im Beweis des Glaubens (Heft 4) konstatiert Zöckler in „Die Aussichten des Darwinismus“ an der Hand von Dr. Dennerts „Die Wahrheit über Ernst Häckel“ und „Vom Sterbelage des Darwinismus“ sowie nach Fleischmanns Buch „Die Deszendenzlehre“, dass die Meister der heutigen Naturforschung — mögen sie sich nun prinzipiell gegen die Deszendenzlehre wenden oder nur gegen die Darwinistische Ausprägung derselben sein, Gegner Darwins und Häckels sind und die Tage des Darwinismus gezählt sind. — Thomsen weist in „Die Stundenzählung der vier Evangelisten“ nach, dass zwischen der Darstellung der Leidensgeschichte Jesu bei den drei ersten Evangelisten und derjenigen bei dem Evangelisten Johannes in bezug auf die Zeitangabe kein Widerspruch besteht, wie vielfach auch von positiven Theologen behauptet worden ist. Denn Matthäus, Markus und Lukas haben die jüdische Stundenzählung, während Johannes sich der römischen bedient hat. — Heft 5: König vertritt in „Hammurabis Gesetzgebung und ihre religionsgeschichtliche Tragweite“ aufs neue die Geschichtlichkeit und Unabhängigkeit des mosaischen Zeitalters der „zehn Worte“ (Exod. 34, 28; Deut. 4, 13; 10, 4). Die Ähnlichkeiten mit den Gesetzen Hammurabis sind nur äusserliche und an Zahl geringe; die Unterschiede sind überwiegend und treffen das Wesen. Eigenart und Quell des alttestamentlichen Gesetzeskorpus wird durch jene babylonische Gesetzgebung nicht verdunkelt. — Schmidt weist in „Babel und Bibel“ und der „Kirchliche Begriff der Offenbarung“ die von Delitzsch in seinem 2. Vortrag aufgestellte Behauptung zurück, dass angesichts der babylonisch-assyrischen Ausgrabungen die Heilige Schrift ihren Offenbarungscharakter aufgeben müsse. — Zöckler bespricht „D. Lechlers Darstellung der biblischen Pneumatologie“, die voller trefflicher apologetischer Gedanken ist. — Sa.

„Die Reformation“. Nr. 12: Josephson weist empfehlend in „Hat Christus gelebt?“ auf Thiköters Broschüre hin „Dr. Kalthoffs Schrift „Das Christusproblem““, worin der Nestor der Bremer Geistlichkeit seinen ebengenannten, die Geschichtlichkeit Jesu leugnenden Amtsbruder gründlich abführt. — Bunke mahnt in „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas“ auf Grund einer von einem süddeutschen Pietisten an Grützmachers Ansicht über den Tanz („Ref.“ Nr. 2, S. 28 ff.) geübten abfälligen Kritik zu grösserer Einigkeit der Positiven im Kampfe gegen die geschlossen vorgehende Linke. — Nr. 13: Teichmüller zeigt in „Aphorismen über den Begriff der Kirche“ Wesen, Ziel und Aufgabe der Kirche als der

irdischen Gestalt des höchsten absoluten Organismus, nämlich des Reiches Gottes, welches in der Kirche vollendet werden soll, womit sich zugleich die Vollendung der Individuen vollzieht. — Jeremias gibt in „Tod und Jenseits bei den Babyloniern“ nach seiner Schrift „Hölle und Paradies bei den Babyloniern“ einen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis der babylonischen Eschatologie. Er warnt zugleich, bei den vielfachen Anklängen an israelitischen Volksvorstellungen nicht babylonische Entlehnungen seitens der letzteren vermuten zu wollen. — Nr. 14: Blass nimmt in „Antike Grundlage modernster Philosophie (F. Nietzsche)“ dem vergötterten Propheten der Irreligion und Unmoral durch Nachweisung seiner Gedanken schon in der alten Philosophie den Nimbus des Genialen, Göttlichen und lässt ihm allenfalls den Charakter des Dämonischen, Höllischen. — Irmer erweist in „Noch einmal das Gesetz Hammurabis“ durch Vergleichung dieses alten Gesetzbuches mit unserem jetzigen bürgerlichen Gesetzbuche die überraschend hohe Rechtserkenntnis der alten Babylonier und widerlegt so die immer noch gern behauptete Geltung des Entwicklungsgesetzes auch in Bezug auf die menschliche Geisteskultur. „Die Rechtsgeschichte zeigt vielmehr, dass Jahrtausende uns in vielen Punkten nur äusserst wenig Schritte vorwärts gebracht haben. Die Menschheit steht nicht unter dem Gesetz der naturgemässen Entwicklung, sondern der göttlichen Leitung.“ — Nr. 17: Kühn zeigt den „Unterschied zwischen dem altgläubigen und dem modernen Christentum“. Letzteres leugnet die Gottheit Christi und bringt es deshalb wohl noch zur Verehrung des Heilandes aber nicht mehr zum Glauben an denselben. — Unter „Bibel und Naturwissenschaft“ werden die ausführlichen Leitsätze Dr. Dennerts zu seinem in Barmen gehaltenen Vortrage: „Werden durch die gesicherten Resultate der Naturwissenschaft die Grund- und Heilswahrheiten der Bibel irgendwie angetastet?“ mitgeteilt. Die Frage wird mit einem entschiedenen Nein beantwortet. Sa.

Die Monatsschrift für Stadt und Land bringt (Heft 2 und 3) einen Aufsatz von Dennert über „Ziele und Wege der Biologie in neuester Beleuchtung“, worin er über Radls Ansichten berichtet. Derselbe stellt die Korrelation als ein neben Kausalität und Zweckmässigkeit gleichberechtigtes Prinzip der biologischen Naturwissenschaften hin; Korrelation ist der innere Zusammenhang der Organe, dem zufolge sie gemeinsam abändern.

Die Deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche bringt in Heft 5 und 6 u. a. folgende Aufsätze: A. Müller, Das Walten Gottes und die freie Selbstbetätigung des Geschöpfes; G. Vogel, Einige Vorzüge des Neuen Bundes gegenüber dem Alten, dem Ebräerbrief entnommen; G. Braendli, Theologie oder allgemeine Religionswissenschaft (Letztere „ist und bleibt eine Hilfswissenschaft, die unter bestimmten Voraussetzungen der Theologie ihre bescheidenen Dienste leistet. Will sie aber mehr sein als das, tritt sie mit Herrscheransprüchen auf wider das Christentum — so wählen wir, denen die christliche Religion als das höchste Gut gilt, lieber das Christentum mit seiner Torheit (I. Kor. 1, 24) als die Wissenschaft mit ihrem Unglauben“.); J. A. Dickmann, Über die Autorschaft des Ebräerbriefes (schliesst mit Luthers Wort: „Eine starke, mächtige und hehre Epistel .... Der sie geschrieben, war ein vortrefflicher apostolischer Mann“.); J. A. Mulfinger, Die moderne Leugnung des Wunders („Die Wunder Jesu und seiner Jünger sind, nach glaubwürdigen Berichten, historisch wahr“); A. Vogel, Der Christ und die Loge („Ein wahrer Christ sollte kein Logenmitglied sein“, für diesen Satz werden 5 Gründe angeführt).

Die Deutsch-evangelischen Blätter bringen in Heft 3 und 4 einen Aufsatz von Ellger über den „Erkenntniswert der Naturwissenschaften“ (Aufgaben der N., Das Weltall, die Materie, die Urzeugung, die Deszendenztheorie, die Abstammung des Menschen, die Funktionen des Gehirns und das geistige Leben).

Im „Türmer“ Heft 7 bespricht v. Grotthuss (in „Kaiser und Bekenner“) den bekannten Brief unseres Kaisers und findet seine Bedeutung mehr auf politischem, besonders innerpolitischem Gebiet als auf religiösem, er nennt ihn „ein erfreuliches Zeugnis hohenzollernscher Erbweisheit“. Der Schluss lautet: „Die Offenbarung des in Ewigkeit allgegenwärtigen, allwissenden und allmächtigen Gottes ist ein so ungeheurer, erschütternder Gedanke, dass wir ihn nur im Ganzen nehmen oder verwerfen können. Sehr — kühn erscheint es, der göttlichen Offenbarung irgendwelche Grenzen zu stecken oder sie sauber in verschiedene Kästen einzupacken, inner-

halb deren sie sich dann etwa wie Elektrisiermaschinen zu entladen hat. Unser Herrgott kann solchem Beginnen nur mit dem gütigen Lächeln göttlichen Humors zuschauen, wie der liebe Vater dem Spiele seiner lieben Kinder, das sie so ernst und wichtig nehmen, und das, ach, so harmlos ist! Wo immer Gott uns vergönnt, in seine Offenbarung einen Blick zu tun: im Buch der Geschichte oder dem noch gewaltigeren und herrlicheren der Natur, in dem nicht minder wunderbaren und rätselvollen unseres eigenen Gemütes, vor allem aber in der einzig-einzigen Gestalt seines göttlichen Sohnes, unseres Herrn und Heilandes —: überall da wollen wir solch begnadetes Schauen in Demut und Dankbarkeit empfangen, im übrigen aber mit Goethe „das Unerforschliche ruhig verehren."

In der Pol. Anthrop. Revue (1903, Nr. 1), die ganz im Darwinistischen Fahrwasser schwimmt, berichtet v. Wagner über „Die Probleme der Deszendenztheorie". Wenn der Verf. auch scharf zwischen Darwinismus und Deszendenztheorie scheidet, so erhebt er sich hier doch nicht über seine früheren, wenig logischen Leistungen in dieser Frage. Auf S. 3 spricht er davon, „dass das Interesse am Darwinismusstreit nachgelassen hat", und S. 9 zeigt er, „in welch lebendigem Flusse zur Zeit die von Darwin angeregten Probleme sich befinden". Was ist nun richtig? — Wagner erkennt sogar an, dass dem Darwinismus gegenüber heute eine gewisse Gleichgültigkeit herrsche, dieselbe aber soll „psychologisch richtig erfasst, weit mehr für als gegen Darwin" sprechen (!!). S. 4 heisst es dann: „Das heute mehr indifferente Verhalten der Biologen dem Darwinschen Gedankenkreise gegenüber entspringt vielmehr dem Subjekt, der Psyche des Forschers, als dem Objekt, den Tatsachen des Naturlebens." Nachdem dann hervorgehoben worden ist, dass die Zoologen z. T. noch der Darwinschen Auslese anhangen, die Botaniker aber mehr den Gedanken Lamarcks, sagt Wagner S. 9: „Es scheint, als ob dieser differenten Stellungnahme der Botaniker einerseits und der Zoologen anderseits weniger theoretischen Neigungen als tatsächlichen Verschiedenheiten im Verhalten der Objekte — hier der Pflanzen, dort der Tiere — zu grunde lägen." Solche Säulen der Wissenschaft, welche 5 oder 6 Seiten später nicht mehr wissen, was sie vorher geschrieben haben, werden dem Darwinismus nicht mehr auf die Beine helfen können. Interessant ist auch die Entdeckung, dass für Tiere und Pflanzen verschiedene Entwicklungslehren Geltung haben sollten.

In demselben Heft behandelt Ch. v. Ehrenfels „Die aufsteigende Entwicklung des Menschen", auch dieser Artikel ist ganz von Darwinschen Gedanken beherrscht; M. Borchers bespricht „Stufen und Arten der Kulturentwicklung" (es gibt keine absolute Formel für höhere und niedere Kultur in jeder Hinsicht, weil ihr Begriff viel zu verwickelt und vielseitig bedingt ist); C. Pelman behandelt „Strafrecht und verminderte Zurechnungsfähigkeit". Dieser letztere moderne Begriff fordert nach P. eine Neugestaltung des Strafrechts, man möchte schon heute wohl einig sein, „dass die Lösung auf dem Wege der Spezial-Asyle liegt, die sich in mannigfacher Gliederung von dem heutigen Zuchthause durch Arbeitshäuser, Trinkerheil- und Arbeitsstätten bis zur modernen Irrenanstalt hindurchbewegen würden". Uns interessiert die Frage hinsichtlich des Verhältnisses der „verminderten Zurechnungsfähigkeit" zur sittlichen Verantwortung des Menschen, worüber wir später hier auch verhandeln wollen. A. Forel verteidigt in „Monismus und Psychologie" jenen gegen Reinke und Wasmann. Er nennt alles, was für den Dualismus von Intelligenz und Nervensystem vorgebracht wurde „eitles Geflunker und spiritistischen Humbug" und „Phrasen". Seine Auffassung fasst er so zusammen: „von der Wesenheit des Gehirn- oder Seelenlebens haben wir zwei Erscheinungsseiten: die innere oder psychologische, die äussere oder physiologische. In die Rumpelkammer der leeren Abstraktionen gehört keine; denn abstrakt ist nicht die Anschauung, sondern nur der Begriff, der in einem Wort alle Anschauungen der einen Kette zusammenfasst. Wenn man mit Worten spielen will, kann man mich ebenso gut Spiritualist wie Materialist schelten. Ich bin aber keines von beiden. Nicht die Psychologie und die Physiologie als Erscheinungswissenschaften, sondern die Psyche und die Materie als separate reale Dinge sind in die Rumpelkammer der Abstraktionen zu verweisen, während die monistische, untrennbare Wirklichkeit, die Gehirnseele, ein reelles Ding ist." So verteidigt sich Forel gegen Wasmann, der ihm vorwirft, dass seine Seele nach Abzug des Gehirns eine reine Null ist. — Es ist komisch, wie wenig klar Forel sein eigenes „leeres Geflunker" und sein „Spielen mit Worten" erkennen kann. „Gehirnseele" ist doch wirklich nicht mehr als dies! — Dt.

II. Bücher.

Th. Traub, Stadtpfarrer. Tod und Zwischenzustand. Spiritismus. Zwei Predigten. Stuttg. M. Kielmann, 1903. 29. S. — Mehr Vorträge als Predigten. Beide stehen in gewissem Zusammenhange: der Glaube an die biblische Lehre von Tod und Zwischenzustand befreit ganz besonders von Zauberspuk und Gespensterfurcht. Er macht unsern Gang gewiss. Die beiden zeitgemässen Predigten sind äusserst interessant und belehrend. Der Leser wird in ihnen gute Aufklärung finden und durch sie vor spiritistischem Aberglauben bewahrt werden. — Sa.

Die Rothe-Verhandlung in Berlin hat das Interesse am Spiritismus wieder erhöht. Wir möchten zur Orientierung über diese Frage neben dem letztgenannten Buch noch folgende empfehlen: Riemann, Ein aufklärendes Wort über den Spiritismus, Berlin, Müllers Ev. Buchh., M. Haase, Der Spiritismus, Gütersloh 1897, C. Bader, Der moderne Geisterglaube, Stuttg. Christl. Verlagshaus; Tomaschki, Der moderne Geisterglaube, Leipzig 1902. Das letztgenannte Buch liegt uns zur Besprechung vor, und wir möchten es (wie das von Riemann) besonders empfehlen. Es ist insofern besonders bemerkenswert, als der Verfasser von spiritistischen Zweifeln selbst angekränkelt war und sehr eingehend und sachlich die Frage behandelt. Er führt die spiritistischen Erscheinungen besonders auf „Autosuggestion" und „Unterbewusstsein" zurück. Ob damit alles wirklich erklärt ist, ist freilich noch zweifelhaft. Doch ist jener Versuch sehr gut durchgeführt. — Eine seltsame Erscheinung sind die beiden folgenden Bücher: „Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind." Von F. S. R. und „Rätselhafte Erlebnisse". Aus dem Leben einer Nichtspiritistin von F. S. R. Beide Leipzig, O. Mutze. Es sind Bücher einer edlen, frommen Christin, welche sich zwar als Nichtspiritistin bezeichnet, aber den Spiritismus für Zwecke des Christentums zu benutzen sucht. Dass sich vieles, wenn auch nicht alles, an diesen „Rätselhaften Erlebnissen" durch Autosuggestion und Unterbewusstsein erklären lässt, erscheint zweifellos; bei manchen dieser „Spukgeschichten" muss man den Kopf schütteln, und doch ist die, welche sie berichtet, eine fromme und durchaus glaubwürdige Dame. — Dt.

Nathusius, D. Martin, von. Prof. der Theol. in Greifswald. Über wissenschaftliche und religiöse Gewissheit (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Heft 208), 36 S. Einzelpreis 60 Pfg. Stuttgart, Belser. — Eine ausserordentlich instruktive Abhandlung über eine Frage von aktuellstem Interesse in 5 Abschnitten: 1. Die Gewissheit der Wissenschaft; 2. die moralische Gewissheit; 3. die religiöse Gewissheit; 4. die religiöse Gewissheit in Bezug auf geschichtliche Ereignisse; 5. die religiöse Gewissheit als Glaube. H.-W.

Hunzinger, Dr. A. W. Der unbekannte Gott. Aus der Natur zu Gott. Der Sinn des Lebens. Brennende Fragen im Licht der Ewigkeit. 70 S. 1. Mk. Fr. Bahn, Schwerin. 1903. — Zwei Sammlungen von Vorträgen sind der vorliegenden vorausgegangen, über welche viel Lob ausgesprochen worden ist und die ich, wie ich bekenne, mit gespanntestem Interesse gelesen habe. Auch dieses 3. Heft übt einen eigenartigen Zauber aus. Man liest und kann nicht loskommen. Der Verfasser zieht erfolgreich gegen Agnostizismus und Skeptizismus zu Felde. Jüngere gebildete Leser werden mit Begeisterung jenen Ausführungen folgen. H.-W.

Meyer, Lic. Dr. G., Die Notlage der evangelischen Kirche gegenüber der modernen Theologie. Hamburg, Schlössmann, 1902, 24 S. 0,60 Mk. — Dieser auf einer Pastoral-Konferenz gehaltene Vortrag verdiente die Drucklegung. Die in vornehmem, leidenschaftslosem Ton gehaltenen einsichtigen und besonnenen Ausführungen geben z. T. sehr beherzigenswerte Winke, der „Notlage" der ev. Kirche wirklich zu steuern. Aus praktischen Gründen und mit Rücksicht auf die Grundsätze und die Würde der Kirche empfiehlt der Verf. für den Kampf gegen die moderne Theologie nur geistige Waffen. Der Preis der Broschüre könnte niedriger sein. — Ma.

G. Lasson, Die theologische Wissenschaft und die Kirche. Berlin Trowitzsch und Sohn 1903, 31 S. 0,50 Mk. — Verfasser sucht einen Ausweg aus der immer unerträglicher werdenden Spannung zwischen theol. Wissenschaft und Kirche. Die Freiheit der Wissenschaft will er nicht angetastet haben, er verlangt nur von den Anhängern der liberalen Theologie Enthaltung von agitatorischer Behandlung wissenschaftlicher Fragen in der Gemeinde. Dem Generalsynodalvorstand sehe er bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle gern eine beratende

Stimme gesichert, aber die Hauptsache ist ihm eine intensivere Beschäftigung von seiten der Positiven mit der theologischen Wissenschaft. Die verständigen Forderungen und ihre Begründung verdienen allgemeine Beachtung. W.

G. Lasson, „Zions Sieg über Babel". Predigt. Berlin, Trowitzsch und Sohn, 11 S. 30 Pf., von 10 Exemplaren ab á 20 Pf. — Eine Orientierung der Gemeinde über den Bibel-Babelstreit. Der Verfasser stellt die Gemeinde auf die rechte Warte, von der aus sie unangefochten dem Streitgetümmel zusehen kann, auf Glauben und Hoffnung. W.

P. Blau, Wenn ihr mich kennetet! — Religiöse Vorträge für ernste Frager unter den Gebildeten. Berlin, Trowitzsch und Sohn, 180 S. 2,40, geb. 3,25 M. — Diese Vorträge (Vorrede vom Generalsuperintendenten Dryander), gehen auf alle möglichen Einwände ein, die gegen das Christentum erhoben werden. Wie ein Nebelmeer sehen wir die Einwände und Zweifel gegen die Wahrheit des Evangeliums sich dahinwälzen, aber Christus erweist sich als die Sonne, die alle Nebel siegreich überwindet. Dringend zu empfehlen! W.

Fr. Thomas, „Heilsgewissheit" Predigten für Zweifelnde und Suchende. Gross-Lichterfelde, E. Runge. 111 S. 1,50, geb. 2,25 M. — Keine Widerlegung von Zweifelsfragen, wie sie die moderne Weltanschauung an die Hand gibt. Desto energischer kämpft der Verf. gegen den alt bösen Feind in uns, Selbstsucht und Weltsinn, als letzte Ursache von allerlei Zweifel. — W.

A. Fleischmann, Die Darwinsche Theorie. Leipzig, G. Thieme, 1903. VIII und 402. 7,50 M. — Der bekannte Erlanger Zoologe vernichtet in diesen Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten den Darwinismus von Grund aus, indem er Darwin selbst fortwährend zitiert und daran sofort Kritik übt. Dies Buch ist die schärfste und exakteste Kritik des Darwinismus, die seit Wigand erschienen ist. Wir begrüssen sie auf das lebhafteste und empfehlen ihr Studium angelegentlich jedem, der von Darwin angekränkelt ist. Dt.

Fr. Öhninger, Das Leben Jesu. Konstanz, C. Hirsch. 477 S. geb. 5 M. — Dieses Buch ist eine willkommene Ergänzung der bekannten „Geschichte des Christentums" des Verfassers. Die Schilderung erfolgt mit Benutzung aller 4 Evangelien. Am Schluss gibt der Verf. einige Beilagen, darunter auch einen Bericht über „die Entstehung der Evangelien und ihr Verhältnis zu einander". Der rührige Verlag hat des Buch vorzüglich ausgestattet mit vielen schönen Bildern und Kunstblättern, trotzdem ist der Preis sehr niedrig. Dt.

Henry Thode. Kunst, Religion und Kultur. Ansprache an die Heidelberger Studentenschaft. Heidelb. 1901. Carl Winters Univ.-Buchhdlg. 15 S. 0,60 Mk. — Der bekannte Kunsthistoriker zeigt der akademischen Jugend in der Kunst die Führerin zur Religion und Kultur, da sie in die Tiefe des Gemüts führt und dann aus ihr empor in die Höhe der Ideale. Wir erkennen gern den veredelnden Einfluss wahrer Kunst an. Aber wirklich in die Tiefe der Verinnerlichung und dann empor in die lichte Höhe wahrer Menschlichkeit kann nur der herzerneuernde Glaube an Christus, Gottes Sohn, führen. Sa.

Th. Schneider, Oberlehrer. Worin besteht meine Schuld, dass ich nicht Pfarrer geworden bin? Eine Anfrage an die Nassauische Bezirkssynode nebst Replik auf deren Antwort. Wiesbaden. Selbstverl. des Verf. 1901. 56 S. 0,50 Mk. — Verf. ruft gegen eine Entscheidung der Nass. Bez.-Synode das Urteil der Oeffentlichkeit an. Es handelt sich um die Weigerung eines Ordinanden, sich auf das Apostolikum verpflichten zu lassen, wodurch sich derselbe die pastorale Laufbahn verschloss. In solche Gewissennöte und äussere Verlegenheiten bringt der Staat selbst seine jungen Theologen, die er erst zu den Lehrstühlen liberaler Professoren schickt und ihnen dann durch das Ordinationsgelübde die Tür zu den Pfründen vor der Nase zuschliesst. Sa.

Vom Prediger Blecher, dem Sekr. des Jugendbundes für Entschiedenes Christentum liegen folgende 3, über Geschichte, Wesen, Kämpfe und Segen dieses Bundes orientierende Schriften vor: 1. Themabüchlein für Bibelbesprechung und tägliches Bibellesen für 1903. 48 S. 0,10 Mk. 2. Sieben Jahre Jugendbund für Entschiedenes Christentum in Deutschland. 112 S. 1.— Mk. 3. Das Gelübde brechen oder halten. 33 S. 0,25 Mk. — Mit Freude nehmen wir von dem wunderbaren Aufblühen des

Jugendbundes in Deutschland Notiz, beglückwünschen ihn zu dem sichtlichen Gottessegen, der auf ihm ruht, und wünschen ihm von ganzem Herzen eine immer grössere Verbreitung und Durchdringung unseres Volkslebens. Sa.

L. Gandert, Sind wir noch evangelisch? oder: einige Irrlehren, Missbräuche und Uebelstände in unserer evangelischen Kirche. Wittenberg, Wunschmann. 1903. 127 S. 1,40 Mk. — Verf. hält sich mit Unrecht für einen echten Jünger Luthers, indem er mit massiver Grobheit über in seinen Augen erschreckende Missverständnisse der evangel. Heilslehre lospoltert. Ueber solch ernste Themata wie Glauben, Busse, Sündenvergebung in dem von ihm beliebten Tone des Eiferers zu verhandeln, scheint weder geschmackvoll und würdig noch zweckmässig. Ma.

Von Miss.-Pred. Karl Kunert, sind in der Ev. Buchh. des ostpr. Provinzialvereins für innere Miss. 3 Schriftchen erschienen: 1. Was lernen Juden und Cristen von Dr. Perles? Ein bescheidener Beitrag zur Harnack-Literatur. 1902. 2. Offener Brief an Herrn Rabbiner Dr. F. Perles in Königsberg i. Pr. 1902. 3. Rabbiner Dr. H. Vogelsteins Vortrag: Die Anfänge des Talmuds und die Entstehung des Christentums. 1902. — Harnack hat mit seinem „Wesen des Christentums" auch bei dem Judentum viele Sympathien gefunden. Die beiden Königsberger Rabbiner Perles u. Vogelstein haben mit Freuden ihren Glaubensgenossen gezeigt, dass das eigentliche (d. h. Harnack'sche) Christentum nichts anderes denn ihr Judentum (d. h. ein rationalistisches Reformjudentum) sei. Kunert, ein gründlicher Kenner der talmudischen Wissenschaft und des jüdischen Kultus, weist nun den beiden Rabbinern nach, dass sie eine ebenso falsche Auffassung vom Christentum wie vom Judentum haben. Die 3 Schriftchen haben keinen geringen apologetischen Wert. Sa.

„Der Krankentrost." Hamburg. G. Schlössmann Nachf., erbauliche für den Dienst an Kranken bestimmte Wochenschrift, 3—4 Seiten umfassend; herausgegeben von Pfarrer Dr. Berbig, will ein bescheidener Ersatz für die in grosser Parochie nicht immer ausreichende persönliche Seelsorge an Krankenbetten sein. Das Blatt hat ein Votum, Eingangsspruch, 2 oder 3 Gesangbuchsstrophen, biblischen Text mit Betrachtung den Bedürfnissen der Kranken entsprechend, Gebet und Segensspruch. Das Blatt kostet pro Stück nur 1 Pfg., in Partien billiger. Seine weiteste Verbreitung ist erwünscht. J.



Bibliothek.

(Wegen Benutzung s. Näheres Heft 1, S. 32.)

31. M. Haase, Der Spiritismus. Gütersloh 1897.
32. C. Bader, Der moderne Geisterglaube. Leipzig.
33. P. Tomaschki, Der moderne Geisterglaube. Leipzig 1902.
34. F. S. R., Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind. Leipzig, O. Mutze. (Gesch. d. Verf.)
35. F. S. R., Rätselhafte Erlebnisse. Aus dem Leben einer Nichtspiritistin. Leipzig, O. Mutze. (Gesch. d. Verf.)
36. Evangelien-Harmonie und Erklärte Apokalypse. Meran 1894. (Geschenk. d. Verf.)
37. Leben, Organische Philosophie und Poesie. Meran 1888. (Geschenk d. Verf.)
38. R. Eucken, Die Lebensanschauungen der grossen Denker. Leipzig 1897.
39. W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Leipzig 1897.
40. R. Stölzle, K. E. von Baer und seine Weltanschauung. Regensburg 1897.

Druck von Ernst Röttger in Kassel.